

# VERBODEN

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 16. Monatlich vier Nummern. Berlin, 23. April 1864. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. X. Jahrgang.

## Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Brauttoilette. Robe von weißem moiré antique, am Rock garnirt mit einem 15 Cent. breiten Volant desselben Stoffes, welcher in regelmäßigen Distanzen glatte Flächen bildend arrangirt ist und daselbst tiefe in Bogen abschließende Einschnitte zeigt. Eine reiche weiße Passementerie mit länglichen Grelots schmückt den Volant derart, daß der Kopf desselben frei übersteht. Hohe glatte Taille mit Schooß und engen Aermeln, die wie die Taille eine mit dem Rock harmonisirende Passementerie haben. — Schleier von weißem Tüll, hinten fanchonartig überfallend gefaltet.

Fig. 2. Stadt-Toilette. Robe von grünem Taffet, am Rand des Rockes mit einer schmalen schwarzen Taffetrüsche umgeben, über welcher sich eine aus schwarzen Spitzen und mit Puffen bedeckten Carrés bestehende originelle Garnitur zeigt. Die Puffen sind vom Stoff der Robe. Taille und Aermel mit einer der des Rockes entsprechenden Verzierung; Shawl von schwarzen Spitzen. — Hut aus weißem Tüll mit weißen Federn garnirt.

Fig. 3. Brauttoilette. Robe aus weißem Taffet. Eine in schrägen Stichen eingezogene Puffe von Taffet, welche eine schmale weiße Spitze abschließt, umgibt den Rand des Rockes — der darüber befindliche arabeskenartige Besatz ist ebenfalls aus einer Taffetpuffe und weißen Spitzen gebildet. Taille mit edigem Ausschnitt, lange anschließende Aermel; — Schleier aus weißem Seidentüll. [786, 9582] K.

## Aus des Briefträgers Mappe.

Von  
M. Harrer.

Die Häuser in der Straße der Residenz, die wir die Kaiserstraße nennen wollen, sind im Ganzen einander ziemlich ähnlich, meistens vier oder fünf, mindestens drei Stockwerke hoch; im Erdgeschoß Läden, die Abends glänzend erleuchtet sind, darüber Handlungsfirmer auf schwarzen, weißen und blauen Schilden mit goldenen, weißen, schwarzen oder schattirten Buchstaben; an den Fenstern der mittleren Etagen reichgestückte Gardinen, Blumen und blinkende Käfige mit bunten Vögeln, hoch oben an den Dachfenstern noch hier und da ein kleiner schwebender Garten, dessen gelbrothe Kapuzinerkresse oder feuerrothes Geranium weit hinaus verflüht, daß eine Schönheit liebende Seele hoch über dem Gewühl des Lebens sich ein kleines Eden erschaffen.

Einzelne Häuser zeichnen sich zwar aus durch phantasierichten Bau, durch Studverzierungen, Balcons, Portale mit Säulen und Karyatiden, doch stehen sie mit den übrigen in einer schnurgeraden Reihe, von denselben weber durch Gärten noch durch geräumige Vorplätze getrennt, und zählen also auch nur nach Nummern, wie die andern Häuser der Straße.

Die Kaiserstraße ist übrigens keine von den lebhaftesten

Straßen der Residenz. Nur halbständlich rasselt ein Omnibus über das Pflaster, Droschken und Equipagen, Lastwagen und Handkarren halten zwar ihren geräuschvollen Durchzug, doch nicht ohne Unterbrechung wie in der „Langen Straße“ und in der Matthiasstraße, wo das Ohr stundenlang vergebens nach einer Pause schmachtet, nach einem Abschnitt in dem tausendstimmigen Lärm, dem nur die Nacht ein Ziel setzt.

Die Kaiserstraße ist also eine verhältnismäßig stille Straße. Wöchentlich zweimal kommt der rothe Wagen der Bonbonfabrik Sühmann und Comp., täglich einmal der goldschimmernde Bierwagen des Brauers Neßlam, ein wahrer Triumphwagen des Gambirinus, um die in der Kaiserstraße wohnenden Kunden und einige befreundete Commissionsfirmen mit dem Wundertrank zu versorgen. Früh um zwölf und Nachmittag um fünf Uhr ist einige Minuten lang ein schwärmendes, summendes Getöse; die Knabenschule in Nr. 85. entläßt dann ihre Schüler. Militair marschirte nicht durch die Straße seit langer Zeit, doch hört man das Trommeln und Pfeifen vom nahen Theaterplatz und von der Baumstraße her.

Täglich früh um neun Uhr kommt von der nächsten Postexpedition der Briefbote mit dem bronzegelben Kragen und beginnt seinen ermüdenden Amtsweg durch die großen Häuser der Kaiserstraße.

Ein großes Haus in einer großen Stadt ist eine Welt für sich. Die Bewohner der vorderen Räume kennen die Inhaber der weitläufigen Hofgebäude, ja die neben und über



ihnen Wohnenden oft nicht genauer als sie ihre Menschenbrüder am Nordpol kennen. Da ist das Haus Nr. 79. der Kaiserstraße — ein schönes, stattliches Gebäude, ein Eckhaus; unten in dem einen Keller eine Blumenhandlung, in dem andern ein Topfladen, im Erdgeschosse nach der Baumstraße zu ein Modemagazin, nach der Kaiserstraße zu eine Spielwarenhandlung. Die Vel-Etage hat sechs Fenster nach jeder Seite, das runde Balconfenster über der Hausthür ungerechnet; darüber noch zwei Stockwerke und Mansarden.

Ja, ein großes Haus in einer großen Stadt ist eine Welt für sich, welche alle Lebensalter, alle Stände, alle Schicksale, alle Freuden und Kämpfe in sich vereinigt, die Fäden wichtiger Pläne und kleiner Intriguen sich schürzen und entwickeln und Kreis in Kreis sich schlingen sieht zur Kette der Begebenheiten, aus denen die Geschichte der Welt und der Menschheit sich aufbaut.

Nr. 79. ist noch keines der größten Häuser, denn nur zwanzig Parteien wohnen darin, sieben im Vorderbaue, die übrigen in den hohen Hofgebäude. In der Hausthür des Vorderhauses Nr. 79 hängt eine in Felde getheilte Tafel, ein sogenannter stiller Portier, welcher die Namen der sämtlichen Hausbewohner auf deutlich gedruckten Zetteln nennt.

Da lesen wir, es wohnen in Nr. 79: ein Banquier, zwei Geheimräthe, eine Oberstenwittve, ein Legationssecretair, ein Schneidermeister, ein Vergolder, ein Wappensieger, ein Buchbinder, ein Consistorialrath, eine Schuhmachere Wittve, ein Lieutenant, eine Wäscherin, ein Eisenbahnbeamter, ein Constabler und Andere mehr.

Im Sommer sind die Rouleaur an den Fenstern der mittleren Stockwerke meistens herabgelassen, die Herrschaften folgen auf Reisen oder auf ihren Gütern; im Winter strahlt aus denselben Fenstern oft heller Kerzenglanz und fröhliche Festmüß, und blaue Equipagen fahren durch das große Portal aus und ein.

Die Gemäcker der Hofgebäude oder vielmehr deren Bewohner haben freilich von all dem Glanz nur den Einblick in das Treiben der Dienerschaft, den Anblick der Rehrseite des glänzenden Lebensbildes, welche sich durch Bürsten, Klopfen, Sägen, Hämmern, Schelten, Wiehern, Stampfen und dgl. kund giebt.

Es ist Morgens zwischen acht und neun Uhr. — Ein Comis der Modehandlung Memier und Comp. hebt die hölzernen Läden von den Schaufenstern, der Milchwagen mit dem Hundegespänn hält vor der Thür, im Augenblick verlassen von seinem Führer, welcher mit zwei blanken Blechkannen in das Haus geeilt ist, um den am Herde regierenden Mächten den Bedarf an Milch und Sahne zukommen zu lassen.

Auch der Briefträger tritt in die Thür von Nr. 79, und hat er auch nicht viele Briefe im Hause abzugeben, verweilt er doch ziemlich lange darin, denn das Hin- und Hergehen über Treppen und Corridors nach den Wohnungen der verschiedenen Adressaten fordert Zeit.

Ein Blick in die Briefe, welche der Postbote jetzt in Nr. 79 abliefern, wäre ein Blick in die Welt dieses Hauses, ja vielleicht noch in weitere Lebenskreise, deren Linien die Kreise dieses Hauses berühren.

Was hindert uns, dem Briefboten zu folgen, und den Briefempfängern über die Schultern zu schauen beim Lesen? Versuchen wir es.

Es mögen vielleicht zehn bis zwölf Briefe sein, die der Postbote in der Hausthür, als für Nr. 79 bestimmt, aus seiner Wappe hervorruft — wenig in der That, besonders wenn man bedenkt, daß gestern Sonntag gewesen, wo keine Briefe abgeliefert werden.

Der größere Theil derselben scheint Frauenbriefe. Man sieht es an den zimperlichen Schriftzügen und den geschwätzten Couverts. — Daß doch die Weiber so leidenschaftliche Briefschreiber sind, als hätten sie, der Himmel weiß was für Wichtigkeiten zu berichten!

Wir wollen zuerst einigen Briefen nachgehen, die auf der Adresse eine männliche Handschrift zeigen. — Da ist ein Brief an den Banquier Aron, und einer an den Lieutenant Baron v. Schmach, beide mit denselben Wappen gesiegelt, also wahrscheinlich von derselben Hand.

Der genannte Jünger des Mars erhält seinen Brief mit dem Kaffee aus Bett gebracht und studirt ihn mit Bequemlichkeit.

„Denke Dir, Schmach, es glückt! O, diese Residenz ist eine göttliche Stadt; auf Ehre, Schmach! — Ich bin wie neugeboren — Du wirst mir's glauben, da Du weißt, wie mir das Messer an der Kehle saß.

Wer mir noch sagt, daß ein alter Stammbaum, eine schlante Taille und eine blanke Uniform Scheingüter sind, dem will ich beweisen, daß er lügt. — Endlich haben wir den Alten herumgekriegt. Schwer hat's gehalten, aber wir haben die Einwilligung. Das Mädchen — übrigens eine allerliebste kleine Canaille — ist sterblich in mich verliebt, versteht sich. Nach unserer Hochzeit bekommst Du Deinen Grauschimmel, Schmach; ich halte Wort, auf Ehre. Du hast mir den Gefallen gethan, und damals in der Loge dem Alten meinen Charakter gerühmt. So etwas verdient Dank und Du kennst mich als Mann von Ehre.

Gleichzeitig habe ich geschrieben an den Juben, Deinen Hausgenossen. Mache Dir mit ihm zu schaffen und bestätige meine nahe Verbindung mit der reichen Erbin. Du kannst es mit Wahrheit. — Thue mir den Gefallen und schreibe nach J. an Rosamunden. Laß etwas einfließen von zwingenden Verhältnissen u. s. w., daß sie mich für einen Märtyrer hält. Hätte sie außer ihrem Comtessejranng nur noch einige Tausend Thaler, so hätte ich Dich, thue mir den Gefallen und heirathe sie, so aber kannst Du's ja nicht beim besten Willen.

Eigentlich ist es eine Dummheit, daß ich mich schriftlich so weit auslasse. Es ist ganz gegen mein Princip, wie Du weißt, denn geschriebene Worte verhalten nicht wie gesprochene. Die Freude macht meine faulen Schreibfinger geschwätzig. Nun, ich weiß, Du bist ein kluger Junge und zündest Dir mit diesem Briefe Deine Morgencigarre an.

Ich bin vergnügt wie ein Gott, Schmach. — Du bedauerst mich vielleicht, daß ich nun der neuen spießbürgerlichen Verwandtschaft zu Liebe den Soliden spielen muß. Es geht besser als ich dachte, Schmach, denn ich sage Dir, die Aussicht, bald ein reicher Mann zu werden, macht mich fromm vor Vergnügen, und meine Hortense ist, wie gesagt, eine reizende kleine Canaille, fabelhaft verliebt in mich, auf Ehre, verliebt in mich. So gut wie meinem Onkel Jöllner geht es selten einem Sterblichen, der in seinem fünfzigsten Jahre, ohne anderes Vermögen, als sein farges Rathsgeloh, eine feinerliche junge Frau bekommt, nicht nur reich, sondern hübsch, aus alter Familie. Mein Onkel ist zwar immer höchst ordentlich, höchst

bedächtig gewesen, und darin gleiche ich ihm nicht. Hoffentlich wird er mir nun seine Günterschaft wieder zuwenden, wenn ich es über mich gewinne, mich um ihn zu kümmern. — Genug von ihm; ich bin ihm herzlich gram. Warum wohnst Du doch so entsetzlich weit? Adieu. — Wenn's möglich ist, komme ich morgen in der Mittagsstunde zu Gioberti.

Dein Freund Adelhart.“

In dem dunkelroth tapezierten Salon sitzt der Banquier Aron mit seiner Gemahlin und seinen beiden Fräulein Töchtern am Frühstückstisch. — Es ist gegen zehn Uhr Morgens, als der Diener auf einem silbernen Teller dem Herrn nebst den Zeitungen den vorerwähnten Brief bringt. Der Banquier ergrifft zuerst diesen mit wohlbekanntem Wappen gesiegelten und liest: „Gw. Wohlgeborn

werden kaum erwartet haben, auf Ihr letztes drohendes Schreiben noch eine Antwort von mir zu erhalten, und ich muß es aussprechen, Ihr Schreiben war in sehr unziemlichen Ausdrücken abgefaßt. Wenn ich Ihnen dennoch antworte, so geschieht es nur in Rücksicht auf die Gefälligkeiten, die Sie mir zu Zeiten erwiesen haben, und um Sie vollständig zu beruhigen.

Wenn Sie morgen nicht meine Verlobung mit dem reichsten Mädchen der Residenz in der Zeitung lesen, so mögen Sie mich meinerwegen festsetzen lassen oder mit mir thun, was Ihnen beliebt.

Nach zwei Monaten ist meine Verbindung mit Hortense M. Hoffentlich werden Sie nun nicht mehr zweifeln an meiner Zahlungsfähigkeit.

Adelhart, Baron v. Langentiefen.“

„Du bist zu hart umgegangen mit dem Baron,“ bemerkte Madame Aron, nachdem sie ihrerseits den Bästern den Brief vorgelesen. — „Hättest Du ihn geschont, Aron, wie sich's gebührt gegen einen Herrn aus so hoher Familie, so hätte unsre Lidia noch Frau Baronin werden können.“ Madame Aron faltete den Brief zusammen, Lidia lachte, Thekla seufzte, Herr Aron zuckte die Achseln und ging zum Lesen der Zeitungen über.

Der Consistorialrath Lobe, seine Gattin, zwei Töchter, welche noch die Schule, und zwei Söhne, welche noch das Gymnasium besuchten, waren im Zimmer zurückgeblieben, aus welchem das Dienstpersonal nach beendigter Morgenandacht sich loeben entfernt hatte. — Der Consistorialrath legte die Bibel auf den Schreibtisch und nahm mit seiner Lebensgefährtin auf dem Sopha Platz, um das Frühstück zu genießen, welches von der Köchin loeben auf den großen runden Tisch gestellt ward. Der Secundaner Wilhelm, der Tertianer Oskar, die kleine Elisabeth und die etwas größere Antonie nahmen auf Stühlen ihre gewohnten Plätze am Tische ein.

Auf der weißen Serviette lagen zwei Briefe, bis jetzt noch unerbrochen, denn die Morgenandacht durfte nicht geföhrt oder hinausgeschoben werden. Und doch hatten Alle während des Gebetes sicher schon ihre Gedanken bei den Briefen gehabt, besonders bei dem einen, dem im gelben Couvert mit den vielen Postmarken und Schriftzeichen. Der Brief kam von Hugo, des Consistorialraths ältestem Sohne, der zur See gegangen war und so lange nicht geschrieben hatte, daß die Seinen ihn todt glaubten. Die Mutter zitterte sichtlich vor Erregung, als sie nach guter deutscher Hausfrauensitte das Strickzeug ergriff, um beim Genuß des Frühstücks noch etwas Nüchliches zu fördern. Antonie goß den Kaffee weit weniger geschickt ein als an andern Tagen, und den Gymnasiasten, besonders dem schlanken, blassen Wilhelm, stieg die Blut der Erwartung bis an den wohlgeglätteten Scheitel hinauf, als der Vater endlich, nachdem er sich durch einen Schluß des belebenden Tranke gestärkt, den gelben Brief erfaßte, ihn aus dem Couvert legte und zu lesen begann.

„Zslav, 12. Juni 1864“

Meine lieben Eltern und Geschwister,

Wann dieser Brief zu Euch gelangen wird, vermag ich nicht zu berechnen; von New-York aus schrieb ich an Euch am ersten Weihnachtstage, habe aber noch keine Antwort erhalten. Wahrscheinlich liegt Euer Brief in London. Eben dahin, an Mr. Willenjon, Trafalgar Square, bitte ich Euch auch Eure nächsten Briefe zu adressiren, denn das weitere Nachsenden ist zu unsicher und im Herbst denke ich in London zu sein.

Mir geht es jetzt gut, nachdem es mir lange recht schlecht gegangen ist. In New-York stahl mir ein sogenannter guter Freund meine schöne goldene Uhr und alles Geld, das ich besaß. — Es waren zwei Pfund, die ich dem Capitain in Verwahrung geben wollte. An Wiedererhalten war nicht zu denken in der gräßlichen Verwirrung, die damals in New-York herrschte, aber froh war ich, als wir wieder in See stachen. Ich will mir lieber einen tüchtigen ebrlichen Sturm um die Ohren lassen, lieber mögen die ergrimmeten Wellen mit mir Fangeball spielen, als daß ich mich in das Gemüß und Gezänk der Landratten mische. Das Schiffsvolk ist roh, das ist wahr, aber man muß ein Weibchen das Leben in einer großen nordamerikanischen Stadt mit angesehen haben, um zu der Einsicht zu kommen, daß für ein gerades Gemüth der Umgang mit den rohen Matrosen immer noch wohlthuernder ist als der Verkehr mit Menschen, die vor Betrug, Diebstahl und Mord nicht zurückschrecken, wenn es auf Bereicherung ankommt, und die auch vor Verachtung ihrer Mitbürger sich nicht zu fürchten brauchen, wenn ihnen der Betrug nur glückt, er mag noch so augenfällig sein.

Gott mag mir verzeihen, wenn ich mich mit solchen Reden an den vielen edlen Menschen versündige, die es dort ohne Zweifel giebt.

Unser Schiff ist nach San Franzisko bestimmt — wir haben Eisenstangen geladen, — doch noch an der peruanischen Küste stieß es auf eine im Wasser verborgene Klippe, bekam ein kleines Leck und wir müssen nun in Zslav einige Tage bleiben. Zslav ist nämlich der Hafen der peruanischen Stadt Arequipa.

Als ich noch bei Euch zu Hause war, las ich einmal in einer Reisebeschreibung von Paul Marfoy viel von dem Lande Peru, und darum ist es mir lieb, daß ich wenigstens einen kleinen Küstenstrich davon betreten konnte. Es ist eine sehr hüe Gegend. Im October sollen zwar Gras und Blumen hier wachsen, wie mir gesagt wird, aber jetzt, in der glühenden Sommerhitze, giebt es nichts als Staub, Asche und Insectenschwärme.

Nehmt mir die unedelmüthige Schrift nicht übel, denn ich ließ mir Papier, ein Brett zur Unterlage, Tinte und Feder in meine Kojen bringen, die ich wol noch bis übermorgen hüten muß, denn ich war recht krank. Das thut mir doppelt leid, weil ich nun dem Schiffszimmermann nicht zur Hand gehen kann bei Ausbesserung des Lecks, wie es unter uns Gebrauch ist. Uebrigens macht Euch keine Sorge, ich bin außer Gefahr, — ich will Euch

nur erzählen wie ich krank ward und was ich von dem Lande gesehen habe.

Unser Steuermann kennt das Land schon und mir erlaube ich der Capitain, ihn, den Steuermann, auf einem kleinen Ausfluge zu begleiten. Sie loben mich immer um meinen witzbegierigen Sinn. Den meisten Matrosen auf unserm Schiff fehlt es daran gänzlich, und das ist auch natürlich bei Leuten, die beim Seebienste aufwuchsen. Außer Branntwein und Pöfelfleisch giebt es für sie nichts Interessantes.

Ich wünschte nur Euch das Wenige, was ich von der armeneligen Küste dieses reichen Landes sah, recht genau und hübsch beschreiben zu können; — Ihr müßt nun mit meiner aus der Uebung gekommenen Schreibefähigkeit vorlieb nehmen und Euch das Fehlende hinzubenten.

Der Hafenort Zslav ist ein kleines elendes Dorf, aber die Bucht selbst, welche die Schiffe aufnimmt, sieht sehr malerisch aus zwischen den Felsen, die so glatt sind, als wären sie polirt. Dazu der wolkenlos blaue Himmel und das blaue Meer!

Auf dem Vorkante zu Zslav hatte der Steuermann einen Bekannten, den er schon im vorigen Jahre hier getroffen. Der half uns zu ein Paar Maulthieren und wir ritten, von deren Führern begleitet, eine Strecke in die Pampa hinein. Das ist ein unübersehbares Sandmeer; über den Wellen dieses todtten Meeres die Sonne auf und untergehen zu sehen, das ist ein Anblick, bei dem man fast die tödtliche Geschöpfung vergißt, die sich jedes athmenden Wesens hier bemächtigt, etwa die Geier ausgenommen, die schaarenweise um die Gerippe der gesunkenen Thiere schwärmen.

Abends ritten wir aus — es war am zweiten Abend nach unserer Ankunft — und sollten nach des Steuermanns Berechnung gegen Morgen an einer Schänke sein, wo wir die heißen Stunden hindurch bleiben konnten. Die Berechnung traf aber nicht zu; es mochte ungefähr Morgens 10 Uhr sein und noch war keine Hütte zu sehen. Ich glaubte nicht weiter zu können und ergab mich schon daren, den hungerigen Geiern zur Beise liegen bleiben zu müssen, denn auch die Maulthiere wurden schon matt, obgleich wir Futter für sie und auch Wasser in Schläuchen mitgenommen hatten.

Der Steuermann wusch mir die Schläfe mit Wein und stößte mir eine belebende Gfenz ein, und darnach vermochte ich mich wieder aufrecht zu halten, das heißt nur eine Weile; ich sah noch die ersehnte Schänke auf einer Anhöhe liegen und konnte nicht weiter. Mich ergriff Schwindel und ich sank von meinem Thiere herab. Der Steuermann und die Maulthierreiber hoben mich wieder hinauf, banden mich auf das Maulthier fest, so daß ich ausgestreckt lag, und deckten mir den großen hier zu Lande üblichen Hut gerade über das nach oben gekehrte Gesicht. Wann wir in der Schänke ankamen, weiß ich nicht genau — es mochte Mittag sein, — ich entsann mich nur einer wohlthuenden Empfindung, als ich vom Maulthiere abgebunden und unter Dach auf eine Matte gelegt wurde. — Die Schänke ist kein ordentliches Wirthshaus, wie Ihr Euch denken mögt, sondern sieht ungefähr aus wie ein offener Schuppen, ein provisorisches Schuckdach, das auf Stangen ruht. Jetzt sah ich Alles nur wie im Nebel. Die Leute gaben mir etwas Maisbier zu trinken, doch das Getränk widerte mich an. Gegen Abend brachen wir auf. Ich wurde auf eine Trage aus Bambus gelegt und von dem schwarzbraunen Schänkwirth und seinem großen nackten Buben zurück nach Zslav und auf unser Schiff getragen. Was ich Euch hier schreibe von meinem Transport, ließ ich mir nachträglich erzählen, denn zum Bewußtsein erwachte ich erst am zweiten Tage nach unserer Rückkehr aus der Pampa in meiner Kojen.

Alle hatten gefürchtet, die Erschöpfung des ungewohnten Rittes in der glühenden Wüste werde mir ein tödtliches Fieber zuziehen, doch der gnädige Gott hat mich davor behütet. Uebermorgen geht's in See; denkt an mich und begleitet mich mit Euren guten Wünschen.

Hat Wilhelm noch immer so große Lust, Seemann zu werden? Thut dagegen, was Ihr könnt, meine lieben Eltern, Wilhelm hat einen zu zarten Körper für die Strapazen dieses Berufs und wenn man nicht große Mittel, viel Glück oder einflußreiche Connerxionen hat, bleibt es immer ein aussichtsloses Leben.

Von London aus schreibe ich Euch über meine Zukunftspläne. Ist Oskar noch immer so klein und so faul in der Schule? Habt Ihr die kleine Cosine Aline, den Wildfang, zu Euch in Pension genommen, wie es Eure und des Onkels Absicht war? Ich schide ihr meinen vetterlichen Gruß und Kuß, wenn ihr vor dem Cousin nicht graut, der nach Theer und Seewasser riecht.

Antonie ist wol schon eine Dame, die Crinoline trägt? Elise ist gewiß recht froh, daß der Bruder Hugo weit weg ist bei Wallfischen und Menschenfressern, nun kann er sich über ihre Puppen nicht mehr lustig machen. Lebt die große Puppe noch, der ich einmal Gesicht, Arme, Hals und Beine schwarz gemacht hatte mit Tinte und ihr einen großen Zettel angehangen, worauf stand: Julia Pastrana? Wie das kleine Lieschen da weinte und schrie! — Ich werde ihr für das begangene Unrecht einen hübschen Papagei mitbringen.

Ueber Euer Wohlbehinden, liebe Eltern und Geschwister, habe ich die besten Vorstellungen. Ihr seid ja Alle gesund und vorzüglich. Ich fange jetzt an allerlei Seltenheiten einzusammeln in den verschiedenen Ländern, wohin ich komme, und habe schon recht hübsche merkwürdige Sachen, die Euch Freude machen werden.

Augenblicklich brauche ich kein Geld, lieber Vater, doch von London aus werde ich Dich wahrscheinlich um etwas bitten müssen, wenn ich in Californien nicht etwa einen Goldklumpen finde. Schide mir früher nicht, ehe ich schreibe, weder Geld noch Wechsel; die Zeit meiner Ankunft in Europa ist zu ungewiß. Gott erhalte Euch gesund, Ihr Lieben. Ich bleibe lebenslang, meine theuren Eltern, Euer dankbarer, treuer Sohn Hugo.

An Bord des Phaeton.

Der Brief des jungen Seemanns hatte im Ganzen einen befriedigenden Eindruck hinterlassen, obgleich die Wangen der Mutter von Thränen überflüht wurden und ihrer beklemmten Brust sich mancher Seufzer der Angst entrang.

„Dem Himmel sei Dank,“ der den armen Jungen gnädig behütet hat!“ sprach sie, als der Consistorialrath zu Ende gelesen, und ergriff den Brief, um noch ihre besondere Freude an den geliebten Schriftzügen zu genießen. Wilhelm drängte sich an die Sophaecke und sah ihr über die Schulter, denn aus dem Briefe der „kleinen dummen Line“ wie er sich höchst respectwidrig ausdrückte, machte er sich gar nichts, und dieser Brief kam jetzt an die Reihe.

Durch die Umstände begünstigt, blieb Antoniens Vorwitz sogar heute ungerügt, die sich, während die Discussion über Hugos Brief noch im Gange war, des andern Briefes in anscheinend harmloser Weise bemächtigt und so lange an dem

Siegel gedrückt hatte, bis es brach und ein mit Bleistift eng beschriebenes Blättchen ihr entgegen fiel, das sie, da es mit ihrem Namen bezeichnet war, eilig zu sich steckte.

„Wo ist der Brief von Aline?“ fragte endlich der Consistorialrath.

„Hier ist er. Ich wollte ihn für mich allein lesen,“ entgegnete unerwarteter Antonie, hoffnungsvoller Bögling einer renommirten höheren Töchterschule. „Ihr habt ja heute doch für nichts Sinn als für Hugo's Brief.“

„Eins nach dem Andern,“ lautete die Entgegnung des Consistorialraths, der den als Aline's Aufschrift schon im Voraus erkannten Brief jetzt in die Hand nahm. Das Aeußere desselben machte übrigens der jungen Brieffstellerin alle Ehre. Die Adresse stand mit feiner wohlgeschulter Kunderschrift dicht oben an dem gepressten Rande des zierlichen Couverts, dessen Muster von den rücksichtslosen Postbeamten nicht im Geringsten geschont, sondern mit Stempeln und Schriftzügen durchkreuzt war. Der Bogen selbst, auf dem der Brief geschrieben, hatte ein sehr würdiges Aussehen und stobte von vorn herein hohe Meinung ein vor dem ernstlichen Charakter der Schreiberin. Auf der ersten Seite des Bogens stand das gedruckte Motto:

„Selig sind die da reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

Der Brief lautete wie folgt:

Siegort, den 25. September.

Lieber Onkel, liebe Tante, Cousins und Cousinen!

Ich ergreife die Feder um Euch zu schreiben, daß es mir hier recht sehr gefällt und daß ich gewiß hier sehr viel lernen werde, denn unsere Lehrer und Lehrerinnen sind sehr klug und sehr fromm und gottesfürchtig. Ich werde jeden Mittag ganz satt und wir haben einen hübschen großen Garten bei dem Institut, wo wir nach den Unterrichtsstunden spielen können und Blumen pflanzen auf unsern eigenen Beeten. Mein Beet ist nicht gerade das schönste, aber es blühen doch jetzt noch viele Ringelrosen darauf. Die Mädchen, mit denen ich zusammen wohne, sind sehr nett. Hildegard von Raben, unsere Seniorin, ist ein reizender Engel, größer und schöner als Prinzess Bertha und hat auch sehr schöne Kleider, aber eitel ist sie deshalb gar nicht. Sie ist schon sehr klug und lernt doch noch immer sehr fleißig, denn sie hat die Lehrer und Lehrerinnen alle sehr lieb. Die sind natürlich noch klüger als Hildegard. Liebe Antonie, kaufe mir doch recht bald Canevas und Wolle zu einem Kissen, weißt Du, im Tapissierladen in der Baumstraße das gelbe Kreuz mit dem Rosenkranz umwunden auf dem grünen Rasen, das uns immer so gut gefiel. Laß es nur auf Papa's Rechnung schreiben. Ich schicke Dir Wollproben mit.

„Wo sind die Proben?“ fragte der Consistorialrath, das Couvert untersuchend.

„Ich habe sie schon,“ entgegnete Antonie, und der Rath fuhr zu lesen fort:

„Zu vier Wochen ist der Geburtstag von Fräulein Sophie, unserer Nählehrerin. Schreibt mir bald ob Ihr gesund seid. Gott der Barmherzige nehme Euch in seinen gnädigen Schutz und behaltet lieb

Cure Aline.“

„Mach soll es wundern, ob sie da in Siegort aus dem Windbeutel ein vernünftiges Frauenzimmer machen werden,“ bemerkte der Consistorialrath und schob den Kindern den Brief ihrer Gespielin zu, denn Aline war, ehe sie nach Siegort gebracht ward, ein Vierteljahr Mitglied der Familie gewesen.

Antonie las ihr Billet von Cousine Aline nicht eher als auf dem Wege zur Schule, und hatte Mühe genug den Inhalt zu entziffern.

„Liebste Tony, ich hatte schon Angst, ich würde Dir gar nicht schreiben können, aber es ließ sich noch thun, daß ich Dir die Wollproben einschleichen durfte, dabei hatte Fräulein Franzoise kein Arg. Tony, Hildegard von Raben ist ein reizender Engel! Ach! was die schon Alles erlebt hat! Ich bin ihre Vertraute, denke Dir, sie sagt, ich wäre so verständig und so klug. Alle andern Mädchen beneiden mich darum, daß Hildegard mit mir zusammen hält. Aus den Andern macht sie sich gar nichts, nicht einmal aus den Lehrerinnen. Sie ist zu reizend und so vornehm, denke nur, ihr einer Ahnherr ist Truchseß gewesen bei einem Kaiser, ich habe vergessen, bei welchem. Tonchen, frage doch einmal Onkeln, was das eigentlich ist, Truchseß, wir haben das Wort in der französischen Stunde nicht gehabt, und Hildegard mag ich auch nicht darum fragen, sonst denkt sie, ich bin ganz dumm in vornehmen Sachen. Wenn Du's weißt, so schreibe es mir, Du kannst es ja geschickt einfließen. Denke Dir, Tonchen, der Lieutenant von Ellern, der manchmal zu Onkeln kommt, den kennt Hildegard und hat Briefe von ihm, himmlische Briefe, sie sind so schön zu lesen, wie in den Büchern von Aule Mühlbach. Hildegard hat Friedrich den Großen, wir lesen manchmal heimlich drin. Wenn Ellern zu Euch kommt, möchtest Du ihm doch sagen, daß Hildegard in den Weihnachtsferien nach Koburg reist, aber ihue es wie von Dir selber und vergiß es nicht, sonst ist Hildegard ewig böse auf mich. Tonchen, lache es doch bei Tanten, bei Deiner Mama meine ich, so einzurichten, daß sie mir zum Geburtstage Pfannkuchen schickt, aber recht viel, daß ich den Lehrerinnen welche geben kann, und den Mädchen, die mit mir auf einem Zimmer wohnen, und daß ich und Hildegard auch noch genug übrig behalten.

Was Du mir zu schreiben hast, schreibe mir auf das Papier, wo Du die Wolle und den Canevas drin einschlägst, dünn mit Bleistift. Fel. Sophie ist gewöhnlich dabei wenn ein Bader aufgemacht wird, und die sieht schlecht, ehe sie ihre Brille aufsetzt, habe ich das Papier schon bei Seite gebracht.

Deine Dich ewig liebende Cousine Aline.“

Dem Eisenbahnbeamten Hrn. Otto, im Hofe, zwei Treppen.

„Freund, Du wirst's schon wissen, mein Chef, Banquier Allentron, hat sich erhängt. Mir liegt daran, bei der Untersuchung nicht gegenwärtig zu sein. Ich muß also verreisen. Wenn Du mich heute Abend in etwas veränderter Kleidung auf dem Bahnhofe sehen solltest, rede mich nicht an, noch weniger rufe mich beim Namen.“

Karl M.“

(Schluß folgt.)

### Die Sorge und der Tod.

Petrus und Paulus — so erzählt eine alte Legende — durchwanderten als arme Pilger die Erde, zu erforschen, wo

Milbthätigkeit und Gastfreundschaft, wo Geiz und Härte wohne. Müde, durchnäßt vom Regen und hungrig langten sie eines Abends in einem Dorfe an, pochten an die Häuser der Reichen und an die Hütten der Armen, fanden aber Niemand bereit, ihnen ein Obdach zu gewähren. Endlich in einer elenden, strohgedeckten, von den nöthigsten Bedürfnissen entblößten Hütte ward ihnen Aufnahme, mehr jedoch, als ein Lager auf elendem Stroh konnte ihnen die Bewohnerin der Hütte, eine alte, mit Lumpen bedeckte Frau, nicht gewähren, weil sie eben selbst nicht mehr besaß.

„Wir sind schon damit zufrieden,“ entgegnete Petrus auf ihre Entschuldigungen, „man sieht daran Deine Barmherzigkeit, gute Alte; doch, wie heißest Du? Ich möchte Dich gern bei Deinem Namen nennen.“

„Sie heißen mich die Frau Sorge,“ antwortete die Alte, und fügte dann bedauernd hinzu: „Wenn ich Euch nur wenigstens von meinen schönen Birnen geben könnte, die der Baum, der vor meiner Hütte steht, trägt; aber da sind in der verlossenen Nacht Diebe gekommen und haben alle reifen Birnen, die daran waren, rein abgehäubert.“

Die himmlischen Gäste richteten sich, so gut es eben gehen wollte, bei der Alten ein und als sie am nächsten Morgen Abschied von ihr nahmen, erklärten sie ihr, daß sie ihr zur Belohnung ihrer Gutherzigkeit einen Wunsch erfüllen wollten.

Es ist nun aber mit dem Wünschen eine eigene Sache. Wir meinen immer ein ganzes Schock davon im Sacke zu haben und träte plötzlich Jemand vor uns hin und gestattete uns, nur einen einzigen zu thun, so wären wir verlegen, suchten und suchten und brächten schließlich nicht grade das Geheueste zu Tage. Der Frau Sorge erging es nicht besser. Sie, die von Allen entblößt war, hatte keinen reellern Wunsch, als daß ihr Birnenbaum jeden, der sich ihm näherte, festhalte und ihn nur auf ihr Geheiß wieder loslasse. Kopfschüttelnd erfüllten die Gäste den sonderbaren Wunsch und zogen von dannen.

Bald darauf kehrte, als die Alte über Feld gegangen war, der Birnendieb zurück, um von den inzwischen wiederum gereiften Birnen eine Nachlese zu halten. Raum aber hatte er den Baum bestiegen, so legten sich die Aeste und Zweige gleich eiserne Klammern um ihn, so daß er nicht rück- und nicht vorwärts konnte und gleich einem im Eisen gefangenen Fuchs gar kläglich zappelte.

Auf sein Geschrei kamen mehre Landleute herbei. Zwei von ihnen erstiegen den Baum, den Gefangenen zu befreien, sahen sich aber gleich ihm unlöslich festgehalten.

Als die Eigenthümerin des verhängnißvollen Baumes von ihrem Ausgange zurückkam, fand sie die Einwohnerschaft des Dorfes mit Entsetzen darum versammelt und die Geseffelten sich in Todesangst in ihren Banden winden. Sie befreite sogleich ihre Nachbarn, den Dieb aber ließ sie erst herunter, nachdem er einen Schwur geleistet, sich niemals wieder an ihren Birnen, noch am Eigenthum Anderer vergreifen zu wollen. Den ersteren Theil des Versprechens hielt er treulich, wie denn überhaupt seit jener Zeit der Baum vor jeder Zudringlichkeit geschützt blieb. Die Alte konnte sich seiner Früchte in Ruhe erfreuen.

Nun begab es sich, daß ein ebenfalls die Welt unaufhörlich durchstreifender Wanderer, Tod genannt, auch an die Hütte der Sorge pochte. Zu seiner großen Verwunderung wurde er ohne das geringste Anzeichen von Schreck empfangen.

„Du bist so ruhig bei meinem Erscheinen?“ fragte er die Alte.

„Weshalb sollte ich erschrecken, ich bin alt und lebensfakt und habe Dich lange erwartet,“ war die Antwort.

„Wohlan, so komm,“ sagte der Tod, erfreut ohne jeden Kampf mit Aerzten, Tränken und Latwergen, ohne Weinen und Klagen zu seinem Ziele zu gelangen, „folge mir.“

„Gern,“ erwiderte die Alte, „ich möchte nur noch einmal eine Birne von jenem Baume essen. Er ist mein einziges Besitzthum und ich habe seine Früchte immer so sehr geliebt.“

„Darauf soll es nicht ankommen,“ versetzte gut gelaunt der Tod, „mach schnell, hole Dir eine Birne und verpeise sie, ich warte so lange.“

„Ach,“ jammerte die Alte, „siehst Du denn nicht, daß meine alten Glieder mich nicht mehr den Baum hinauftragen? Ich muß erst einen Nachbar herbeiholen oder wärest Du vielleicht so gut und pflücktest mir eine Birne?“

Der Tod mußte an dem Tage nicht viel zu thun haben, denn er ließ sich auch zur Erfüllung dieses Wunsches bereit finden. Raum aber war er auf dem Baume, so fühlte er sich gefesselt und brach, die Bist merkend, in lautes Drohen und Schelten aus. Die Alte lachte dazu. Mehre Tage hielt sie den Tod gefangen und auf der ganzen Erde starb zur Verwunderung, zur Freude und zur Qual der Menschen Niemand. Endlich, da der Tod sah, daß alle Anstrengungen, sich zu befreien, vergeblich waren, schloß er mit der Alten einen Pakt, sie solle ihn loslassen und er wolle ihr niemals wieder zu nahe kommen. Augenblicklich wichen die ihn gefangen haltenden Aeste, er wanderte davon, sein Werk wieder zu beginnen. Die Sorge aber blieb leben und wohnt bis auf den heutigen Tag unverwundbar auf der Erde.

[742]

g...

### Der Bierzehnte.

Unter den Männern, welche zur Zeit der Consularregierung und des ersten Kaiserreiches eine Rolle in Frankreich zu spielen berufen waren, ist Bourienne wenn auch keine hervorragende, doch jedenfalls eine interessante Erscheinung. Freund und Gefährte des jungen Bonaparte auf der Kriegsschule von Brienne, wurde er der vertraute Secretair des ersten Consuls, trennte sich später von demselben und gehörte endlich zu den erbittertesten Feinden des Kaisers Napoleon. So viele interessante Momente das so mannichfache Wandlungen erleidende Leben Bourienne's indes auch bieten mag, haben wir es doch hier nicht mit ihm zu thun, sondern mit einer seiner Töchter, welche von der Natur eben so reich mit Schönheit wie mit Vorzügen des Geistes ausgestattet worden und deshalb der entschiedene Liebling des Vaters war.

Zu Verzweiflung darüber, daß ihm der Besitz eines Sohnes verlagst war, suchte Bourienne sich gewissermaßen über diese Entbehrung zu täuschen, indem er seiner Tochter Moïna mehr die Erziehung eines Knaben als eines Mädchens gab und sie von frühster Kindheit an männliche Kleidung tragen ließ, worin sie sich so wohl gefiel, daß sie, auch als sie bereits erwach-

sen, dieselbe nicht ablegen mochte. Vergebens stellte ihr ihre Mutter vor, daß sie sich ernstlichen Unannehmlichkeiten durch dieses Ueberschreiten der ihrem Geschlechte gezogenen Schranken aussetze; Moïna fand ihren Rückhalt beim Vater und war außerdem ein Charakter, auf welchen weit weniger Lehren als Ereignisse wirkten, und diese Ereignisse sollten denn auch nicht lange auf sich warten lassen.

Gefleidet wie ein junger Elegant, machte sie an einem schönen Sommermorgen, begleitet von einem Diener, einen Spazierritt in das Boulogner Holz, wohin Mutter und Schwester bereits vorausgefahren waren und wo sie mit denselben zusammenzutreffen verabredet hatte. War es Zerstreung, Zufall oder eine ihrer bizarreren Launen, kurz die junge Dame verlor sich, statt ihren Weg direct nach der hauptsächlich zur Promenade benutzten Allee zu nehmen, in einen der vielen Seitenwege und ritt, sich am Gesange der Vögel und dem Duft des Gebülzes erfreuend, kreuz und quer, so daß Stunden vergingen und sie, wie der ihr willenlos gefolgte Diener endlich zu ihrem Schrecken entdeckte, daß sie sich verirrt hätten. Sie sandte den letztern aus, den rechten Weg oder Jemand, der sie dahin führen könne, aufzufinden, und erwartete wenn auch nicht gerade muthig, doch wenigstens geduldig, ziemlich lange seine Rückkehr.

Indes die Zeit verstrich, und der Diener kam nicht wieder. Es wurde Moïna unheimlich zu Muth und da in einer solchen Gemüthsverfassung die Unthätigkeit, je länger sie währt, desto unerträglicher wird, so setzte sie endlich ihr Pferd in Galopp, um dem zögernden Boten entgegen zu reiten. Nach wenigen Augenblicken war sie aus der sie verbergenden Seitenallee auf einen freien Platz gelangt, zu gleicher Zeit sprengte aber eine Gesellschaft junger Männer aus einem andern Wege hervor. Ehe Moïna recht wußte wie ihr geschah, sah sie sich umringt und einer aus der Gesellschaft, der die Rolle des Anführers übernommen zu haben schien, rief ihr zu:

„Parbleu, mein Herr, ich heiße Sie willkommen, wir sind ausgezogen, Sie zu suchen.“

„Mach zu suchen?“ rief Moïna erstaunt, da sie lauter fremde Gesichter vor sich sah, „wer sagte Ihnen denn, daß ich hier war?“

„Niemand,“ war die lachende Antwort, „auch suchen wir nicht eine bestimmte Person, sondern einen lebenslustigen jungen Mann, der mit uns ein fröhliches Festmahl halten soll. Wir glauben den in Ihnen gefunden zu haben; bitte begleiten Sie uns.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, meine Herren,“ sagte Moïna, alle ihre Geistesgegenwart zusammennehmend, „es ist mir jedoch nicht möglich, Ihrer freundlichen Einladung zu folgen; ich werde erwartet.“ Sie gab bei diesen Worten ihrem Pferde die Sporen, um es zu einem schärferen Galopp anzutreiben, allein der Wortführer ergriff, ihre Abflucht merkend, die Zügel des Pferdes und zwang es still zu stehen, während die andern jungen Männer einen Kreis um sie bildeten und einer aus ihrer Mitte sich mit einer gewissen Arroganz vernehmen ließ:

„Es ist durchaus nicht artig, mein junger Freund, in dieser Weise die Einladung von Officieren Sr. Majestät des Kaisers auszusagen, und ich sage Ihnen, sei es mit Güte oder mit Gewalt, Sie müssen kommen. Wir feiern hier in der Nähe in einem Landhause ein Fest und bemerkten erst als wir uns zu Tische setzen wollten, daß wir Dreizehn sind. Die Zahl ist ominös, besonders für uns, denen wieder ein Feldzug bevorsteht. Wir ließen deshalb noch ein Couvert auslegen und sind gleich Don Quivote ausgezogen, noch auf einen vierzehnten Tischgast zu fahnden. Sie sind unsere Beute und haben jetzt zu wählen zwischen einem Duell oder einem Diner.“

Die Lage war kritisch, hatte aber für Moïna's etwas romanesken Sinn auch ihre interessante Seite, und da sie überdies den eigentlichen Grund ihrer Weigerung um keinen Preis bekennen mochte, so erklärte sie sich bereit, das Diner anzunehmen, stellte jedoch zwei Bedingungen: Es müsse ihr gestattet werden, sich zu entfernen, sobald das Dessert aufgetragen sei, und Alle müßten ihr bei ihrer Ehre versprechen, nie nach ihrem Namen und ihrer Wohnung forschen zu wollen.

Höflich belustigt von diesen so seltsam klingenden Bedingungen, leisteten die jungen Männer feierlich das Versprechen, dann machten sie sich, ihren Gast wider Willen in der Mitte, nach dem unfern gelegenen Landhause auf, wo ihrer ein fröhliches Diner wartete.

Moïna hatte sich instinctmäßig unter den Schutz dessen gestellt, der sie zuerst angedeutet und ein gewisses Uebergewicht über seine Kameraden zu haben schien. Im Laufe der Unterhaltung erfuhr sie, daß es der in Paris sehr gefeierte Obrist B. sei, dessen Bekanntschaft zu machen ihre ganze Neugierde erregte und sie fast mit dem Abenteuer ausfühlte. Auch bei Tische war der Obrist ihr Nachbar. Anfangs ging alles ruhig von Statten, so daß das junge Mädchen freier Athem schöpfte, als jedoch der Appetit gestillt, die Köpfe erhitzt von dem genossenen Wein waren, wurde die Gesellschaft immer fröhlicher und lärmender. Der Obrist B. neckte seinen vermeintlichen Tischnachbar mit seiner Schweigsamkeit, füllte unaufhörlich die Gläser mit schwerem Wein und schlug Toaste vor, auf welche nothwendigerweise Bescheid gethan werden mußte.

Moïna besaß Geschicklichkeit und Geistesgegenwart genug, den Wein statt ihn zu trinken unter den Tisch zu gießen, ohne daß dies während einer geräuschvollen Zeit bemerkt wurde. Endlich überlastete sie der Obrist B. dabei, sprang gleich vor Zorn auf und forderte die Erklärung eines Betragens, das ihm als eine ihm persönlich angethane Beleidigung erschien. Jetzt verlor das arme Mädchen den Kopf; sie stotterte, brach in Thränen aus und fiel endlich ihrem Widersacher ohnmächtig in die Arme. Nach wenigen Minuten schon kam sie wieder zu sich, ihr ganzes Benehmen hatte aber die Gesellschaft in noch kürzerer Zeit über den begangenen Mißgriff belehrt.

„Madame oder Mademoiselle,“ sagte der Obrist zu ihr, während die Andern sich respectvoll in der Ferne hielten, „wir haben Ihnen geschworen, nicht nach Ihrem Namen zu forschen, es kann sich deshalb Niemand von uns zu Ihrem Begleiter anbieten; erlauben Sie mir jedoch, Sie zu dem unten harrenden Wagen zu führen und verzeihen Sie einen Irrthum, der Sie so sehr beängstigt hat.“

Tief geschämt glaubte Moïna es ihrer Ehre schuldig, den jungen Leuten eine Erklärung der harmlosen Ursache dieses Abenteuers zu geben und ihnen zugleich den Namen ihres Vaters zu nennen. Zu ihrer, sie in der größten Angst erwartenden Familie zurückgekehrt, war es ihr erstes Geschäft, weibliche Kleider anzulegen, welche sie fortan beibehielt. Bald aber vertraufte sie auch ihren Namen mit dem des Obristen B., der sich im Hause ihres Vaters einführen ließ und Herz und Hand des jungen Mädchens gewann, das er unter so seltsamen Umständen kennen gelernt.

[775]

r...



### Osterhymne

nach einer Melodie\*) aus dem fünfzehnten Jahrhundert

bearbeitet

von

Julius Stern.

Adagio.  
p molto legato

Gesang.

1. Chri = stus ist dem Grab ent = stie = gen,  
2. Chri = stus ist dem Grab ent = stie = gen,

Piano oder  
Harmonium.

cre - scen - do dim.

decesc.

1. D'rum, ihr Treu = en, laßt das Be = ben! Er bringt Trost, er bringt Le = ben! Nim = mer wird der Tod mehr  
2. Chri = stus will auch uns er = we = cken, vor ihm fliehn Gra = bes Schre = cken, und die Höl = le muß er =

cre - scen - do dim.

decesc.

1. sie = gen. Denn die Gruft, nach Chri = sti Wor = te, ist des ew' = gen Le = bens Pfor = te.  
2. sie = gen. D'rum ihr Treu = en, laßt das Wei = nen, Gott will nicht den Tod der Sei = nen.

cre - scen - do

dim.

decesc.

p

\*) In den Concerten des Conservatoriums in Paris beliebt unter dem Titel: «Fameux Choeur du XV. Siecle.» Der italienische Titel heißt: Alta Trinità beata.

Ostereier.

Es ist ein hübscher, ein freundlicher Gebrauch, sich am Osterfeste mit buntgefärbten oder künstlich bemalten Eiern zu beschenken, besonders aber die fröhliche Jugend zum ersten male nach langer Winterhaft ins Freie zu führen und sie dort die Oster-eier aussuchen zu lassen, welche eine nettliche Hand für sie verfertigt. Welcher Jubel, wenn eins nach dem andern die so scharfsinnig verborgenen Eier zum Vorschein kommen, welcher Triumph für die glücklichen Kinder! Ich erinnere mich, obgleich seitdem viele Jahre verfloßen, noch gar wohl solcher Osterjonn-tage, zugleich aber besinne ich mich, daß auch damals schon der Mensch im Kinde sich regte und ich, nicht zufrieden mit dem Besitze der hübschen Eier, nun auch wissen wollte, warum ich sie erhalte. Die Antwort: „Weil die Hühner um Ostern am fleißigsten Eier legen“, die ich wol gelegentlich bekam, konnte mich nur auf sehr kurze Zeit befriedigen und da dies sicher meinen Lesern eben so ergeht und viele von ihnen doch noch keine genügende Auskunft auf eine ähnliche Frage erhalten haben mögen, so will ich versuchen, hier mitzutheilen, was ich nach und nach über den Ursprung der Ostereier erfahren habe.

Der Gebrauch, sich zu gewissen Zeiten des Jahres mit Eiern zu beschenken, kommt uns aus dem Orient und ist uralte. Einige Alterthumsforscher wollen ihn hinauf-führen bis zu den Ägyptern, welche Gott unter der Gestalt eines Eies anbeteten und die Abstammung des Menschengeschlechtes von einem Ei herleiteten, das die Nacht, nach ihrem Glauben der Urquell aller Dinge, hervorgebracht. Eine ähnliche Bedeutung des Eies finden wir in den meisten andern asiatischen Religionen; man betrachtete es als ein Symbol des Chaos, aus welchem die Schöpfung sich entwickelt habe, und verehrte es demzufolge als den Grund alles Bestehenden. Dieser Vorstellung entspricht auch ein altes indisches Bild, welches man seiner Eigenthümlichkeit wegen in London aufbewahrt. Die Schöpfung der Welt ist auf demselben dargestellt und zwar hat der Schöpfer ein Ei vor sich, das an den Seiten offen ist und in welchem man lebende Wesen erblickt. Der neuerschaffene Mensch ist bereits aus dem Ei hervorgegangen und steht auf der Schale inmitten des guten und bösen Principes, welches letztere mit Hörnern ausgestattet ist, ganz ähnlich wie die christlichen Mäler sie ihren Teufelsgestalten leihen.

In Persien fällt der Neujahrstag, das höchste Fest des Jahres, fast um dieselbe Zeit wie unser Osterfest, da Sultan Djebaddin, dem die Perser ein vorzügliches Kalender verdanken, den Anfang des Jahres auf das Frühlings-Aequinoctium bestimmt hat.

Schon am Nachmittage dieses Tages begeben sich die Sternkundigen in der Hauptstadt nach dem Palast des Königs, in den Provinzen nach den Wohnungen der Statthalter, um dort genau den Augenblick zu beobachten, an welchem das Aequinoctium eintritt. Sobald sie das Zeichen geben, wird dem Volke durch Kanonen- und Gewehrsalven der Anbruch des neuen Jahres und der Beginn der lange vorbereiteten Festlichkeiten verkündet, welche acht volle Tage währen und bei welchen die Reicheren täglich in neuen Kleidern, die Armeren und Aermsten wenigstens einmal in einem neuen Anzuge erscheinen. Das Fest heißt davon auch „das Fest der neuen Kleider“.

Unter den Geschenken, welche man sich am ersten Tage des Festes schickt, nehmen vergoldete und bemalte Eier die erste Stelle ein, gewöhnlich sind sie mit Gold überzogen und mit vier kleinen Bildern geschmückt, doch hat man auch sehr kostbare Eier, die mit drei und noch mehr Goldstücken bezahlt werden. Auch der König läßt an diesem Tage fünf- bis sechshundert Eier in seinem Serail vertheilen. Abweichend von den andern asiatischen Religionen, welche das Ei als Sinnbild des Lebens und Entstehens, mithin als ein Zeichen der Freude betrachteten, war das Ei für das Judenthum ein Symbol der Trauer. Dem Leidtragenden wurden Eier zur Speise dargeboten und neben dem Passahlamm, das zum Andenken des Auszuges aus Aegypten mit großer Freude verzehrt ward, befanden sich Eier auf dem Tische, welche den Jubelnden und sich ihres Besizes freuenden ein ernstes memento mori zurufen sollten.

Ein ähnlicher Gedanke, möglicherweise von den Gefangenen nach Rom geführten Juden entlehnt, war es vielleicht, der die Römer bestimmte, beim Beginn jeder Mahlzeit Eier zu genießen, woher sich auch die sprichwörtliche Redensart schreibt: ab ovo usque ad mala, vom Ei bis zum Apfel, d. h. vom Anfang bis zum Ende. Die heidnische und jüdische Allegorie des Eies scheinen beide nicht ohne Einfluß auf die Ansichten der Christen hinsichtlich desselben gewesen zu sein und mancherlei abergläubische Vorstellungen daran geknüpft zu haben. Obgleich man nämlich im Mittelalter allgemein der Sitte huldigte, sich am Neujahrstag und Osterfeste mit Eiern zu beschenken, that man dies doch nicht ohne eine gewisse Vorsicht. Man glaubte nämlich, daß die Schalen der Eier von Zauberern und Hexen gern benützt würden, um ihre teuflischen Beschwörungsformeln darauf zu schreiben und auf diese Weise Unheil in friedliche, ahnungslose Wohnungen zu bringen. Die Sitte, die Schale eines jeden gegessenen Eies zu zerbrechen, und der Aberglaube, daß ein Unterlassen dieser Vorsicht Unheil bringe, wurzeln in jener Furcht vor Hexen und Zauberei.

Die neuere Zeit, welche sich immer mehr von dem Aberglauben und Wunderglauben früherer Jahrhunderte entfernt, hat den Gebrauch der Ostereier als eine schöne beitere Sitte beibehalten, ohne ihm jedoch eine tiefere Bedeutung zu leihen. Die Ostereier sind dafür mehr und mehr ein Gegenstand des Luxus geworden, die vom Ei nur die Form behalten, sonst aber aus Zucker, Porzellan und dergleichen, ja, wie z. B. in Rußland, häufig aus edlen Metallen und wahrhafte Kunstwerke sind. Wie als Kind kam ich mich aber auch heute noch nicht bei dem bedeutungslosen Osterei beruhigen, sondern möchte es betrachten als ein Sinnbild des erwachenden neuen Lebens in der Natur, das gleich dem im Ei eingeschlossenen Vogel die Hülle bricht und hinausfliehet, eine verkörperte Danteschymne, ein lebendig gewordenes Jubellied. [750] r . . .

Die Gefangene.

Hinter den Eisenstäben des Thurmsfensters lehnt die Gefangene und schaut ins Weite. — Warum gefangen? So jung, so schön, so unschuldig, denn diese Fänge sind nicht die einer Verbrecherin. — Wessen Plane durchkreuzte dein harm-



Die Gefangene.

Nach einem Gemälde von der Legendre.

loses Dasein, daß du das zweifelhafte Glück, geboren zu sein, so schwer büßen müßtest? Dringen Waffengeklirr, Heroldsruf und Klosterspalmen des ritterlich frommen Mittelalters zu dem Ohr der Einsamen? verwies in unserm Jahrhundert ein grausames Schicksal die Arme in jene Thurmruine, wo nur die mittheidigen Lüfte und deren geflügelte Bewohner den Weg zu ihr finden? Gleichviel. — Der Künstler wollte, unabhängig von allen Bedingungen der Historie, dem Beschauer nur ein Bild menschlichen Leidens vorführen, des Leidens, das aller Orten und aller Zeiten gleich schmerzhaft empfunden wird: Der Freiheit beraubt zu sein! Du bist gefangen, armes Mädchen. — Das genügt, den Blick der Theilnahme an dein sinnendes Antlitz zu fesseln. Folgt dein Auge dem Abendnebel, der sich auf die gerötheten Stirnen der Berge senkt, jenseits deren der Schauplay deiner freien Kindheit liegt — oder folgt es der rastlosen Welle, die den steinernen Fuß deines Kerkers bespült? Warum hältst du den Vogel nicht fest, der so furchtlos aus deiner Hand die Brocken nimmt? — Er könnte dir Gefährte werden in deiner Einsamkeit. — Nein, du magst kein Wesen der Freiheit berauben — du weißt ja, wie schwer Gefangenschaft auf Körper und Seele lastet. — Was ward aus dir, armes Mädchen, wenn das dumpfe Thurmgerölle Jahre hindurch deine Wohnung blieb? Man weiß von Gefangenen alter und neuer Zeit, die in ihren Kerker großen Fragen, wichtigen Wahrheiten nachsannten und dann, befreit, der Menschheit unschätzbare Entdeckungen als Frucht ihrer Haft hinterließen. — Man erzählt von

Märtyrern und heiligen Frauen, die, aus dem Kerker auf's Blutgerüst oder auf den Scheiterhaufen wandernd, durch ihren Tod ihre Ueberzeugung bekräftigten, ihrem Glauben Anbänger erwarben. — An welchem Gedanken wird deine Seele arbeiten die langen, langen Jahre hindurch, du arme Gefangene? Lebt dir kein Freund in der Welt, der in der Dunkelheit der Nacht mit dem Rettungsboot unter dem Fenster deines Gefängnisses erschiene, damit du dich hinablassen könntest am selbstverfertigten Seile und fliehen?

Doch es öffneten sich schon so viele Kerker, um ihre Bewohner dem Leben und der Freiheit wiederzugeben, warum nicht auch der deine? Möge dir die Stunde der Befreiung bald schlagen, denn bleibt sie lange aus, wirst du die Freiheit kaum mehr wünschen, und wenn du sie hast, sie nicht mehr zu brauchen wissen. Rückkehr in entfremdete Verhältnisse ist gefährlich und schmerzlich, denn hinter dem Abwesenden schlagen die Wellen des bewegten Lebens schnell zusammen, seine Spur verwischend, und wer weiß ob dein Platz noch offen ist, wenn du nach Jahren heimkehrend, ihn suchst? — Möglich sogar, daß dein Kerker dir lieb ward und du mit Schmerzen ihn verlässest, mit Gefühlen, wie Byron sie schildert in seinem Gedicht: Der Gefangene von Chillon. — Vielleicht denkst du wie der Gefangene des Thurmes am wunderbaren Lemnsee:

Verfloßen Jahre, Monde, Tage —? Nicht weiß ich's, zählte längst nicht mehr. Es galt mir ferner keine Frage, Ob Freiheit mir beschieden wär', Doch sprachen sie mich endlich frei. Ich forschte nicht warum. — Mir blieb Es ja im Grunde einerlei, Ob ich gefangen oder frei, Denn schon war mir mein Glend lieb. Ja! Als sie wirklich zu mir kamen Und meine Ketten von mir nahmen, Fühl' ich, daß dieser dumpfe Ort Mir Heimath ward und Rettungsport. Als auch von diesem Obdach hier Sie mich verdrängten, that es mir Sehr weh, zu scheiden von den Spinnen, Die ich so oft belauscht da drinnen, Und von den Mäuschen, die so dicht Vor mir gespielt im Mondenlicht. Ich konnte, stärker ja als sie, Sie tödten, doch ich that es nie. Ich schonte sie, 's mag seltsam sein — Wir richteten uns friedlich ein. Mit Ketten lernt' ich mich verschöner, Wir sind, woran wir uns gewöhnen; So nahm ich das ersehnte Glück Der Freiheit seufzend nur zurück.“

Junge Gefangene, fühlst du so, wenn dein Kerker sich öffnet, dann geh nicht zurück in die Welt, sondern besolge den Rath, den Hamlet Ophelien giebt:

Geh in ein Kloster!

[753] M. H.

Die letzten Worte meiner Mutter.

Die Vögel sangen im lieblichen Chor, der Morgenwind wehte frisch und belebend von den Bergen nieder, frisch über die wogenden Kornfelder und liebteste meine Wange mit seinem wirzigen Hauch. Ich aber lauschte nicht der Vögel Gesang, hatte kein Auge für die heitere Schönheit des Morgens, denn ich war so vertieft in die Lectüre eines neuen Romans, den ich am Abend zuvor begonnen hatte, daß alles Andere außer mir vollständig für mich versank.

„Julie,“ sagte eine süße Stimme, die immer schwach und leise klang, heute aber noch schwächer und leiser als gewöhnlich war; ich aber antwortete nicht sogleich, eilte nicht wie sonst augenblicklich an das Bett meiner Mutter, sondern zögerte noch einen Augenblick, um die Seite zu Ende zu lesen. „Julie, Julie, komm mein Kind.“

„Ja liebe Mutter, sogleich,“ erwiderte ich, ohne mein Auge von dem Buche zu wenden.

Die Seite war zu Ende. „Mutter,“ rief ich jetzt; ich erhielt keine Antwort; „Mutter,“ rief ich nochmals; wieder keine Antwort. Ich lauschte und hörte ein schwaches Athmen. „Sie ist wieder eingeschlafen,“ dachte ich, „es ist noch früh und ich will sie nicht stören, der Schlaf wird sie stärken.“ Damit begann ich ein neues Kapitel; es war sehr spannend und ich vertiefte mich so vollständig darin, daß ich nicht mehr an meine Mutter dachte.

„Aber Fräulein Julie, ich habe geklopft und geklopft, ich dachte Sie schliefen noch, da ich keine Antwort erhielt,“ sagte eine Stimme dicht neben mir.

„Was willst Du, Anna?“ fragte ich etwas ungeduldig, ohne mein Auge von dem Buche zu erheben. „Ihre Frühstückszeit ist lange vorüber und Sie haben weder geklingelt, noch sind Sie herunter gekommen, da wollte ich nachsehen, ob irgend etwas vorgefallen ist. Ich habe auch für die gnädige Frau den Thee gebracht und wollte fragen, wie sie sich heute Morgen befindet.“

„Sie befindet sich recht gut, Anna,“ erwiderte ich schnell, „sie war schon einmal wach, ist aber wieder eingeschlafen und scheint schmerzlos zu sein.“

„Das freut mich sehr,“ sagte Anna, „sie hatte die letzten Tage ein recht beunruhigendes Aussehen.“

„Beunruhigend? Du irrst Dich, Anna, ich dachte sie hätte besser als seit langer Zeit ausgesehen, sie erholte sich sichtlich.“ Bei diesen Worten schüttelte Anna bedenklich den Kopf und ging hinaus. Ich wollte wieder mit Lesen beginnen, aber Anna's Bemerkung hatte mich doch ängstlich gemacht, auch fürchtete ich, der Thee meiner Mutter möchte kalt werden. Ich ging daher leise in das Schlafzimmer und näherte mich dem

Bett. Meine Mutter sah so ruhig und friedlich aus, daß ich mich gar nicht entschließen konnte, sie zu stören. Ihre gewöhnliche Frühstücksstunde war jedoch schon vorüber und so rief ich „Mutter, Mutter!“ Sie rührte sich nicht. Ich beugte mich nieder und küßte ihre weiße Stirn — erschrocken fuhr ich zurück. Ich ergriff ihre Hand — sie war eiskalt. Ich hob sie in die Höhe, schüttelte sie, rief „Mutter, liebe Mutter!“ aber kein warmer Hauch kam mehr von diesen Lippen, der Puls stand still, das Herz hatte aufgehört zu schlagen. Meine Mutter war todt. Sie war allein gestorben — gestorben während ich, ihr pflichtvergeßenes Kind, ihren Ruf unbeachtet lassend, im Nebenzimmer beschäftigt war durch das Lesen eines Romans. Ja ein Roman hatte mich des letzten Kusses meiner Mutter, ihres letzten Segens beraubt! O die Angst dieser Stunde!

Jahre sind vergangen, aber ein tiefer, nie sich beschwichtigender Schmerz nagt an meinem Herzen. Der letzte Ruf meiner Mutter tönt fort und fort in mein Ohr, bohrt sich wie ein Schwert in meine Brust.

Junge Leserin, hast Du jemals den Ruf Deiner Mutter aus Ungehörigkeit oder Nachlässigkeit überhört? Thue es nicht wieder. Höre auf ihre Stimme, eile mit Freunden ihren geringsten Wunsch, wie ihr ernstes Gebot zu erfüllen. Wenn dann das Grab sich über sie geschlossen, so brauchst Du Dich nicht selbst anzuklagen, die Thränen, welche ihren Hügel betauen, fließen dann ihrem Andenken und sind nicht gemischt mit den brennenden Tropfen, welche die Neue auspreßt.

[779]

G . . .

### Die Entdeckung des Galvanismus.

Es dürfte eine eben so interessante, als unsern Lesern in gewisser Beziehung schmeichelhafte Mittheilung sein, daß die Entdeckung des Galvanismus, oder besser der erste Anlaß zur Entdeckung dieser Naturkraft von einer Frau herrührt. Signora Galvani, die Gattin des gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Bologna lebenden berühmten Professors der Anatomie und Medicin, war eine Frau von scharfem Verstande und bedeutenden Geistesgaben. Ihrem Manne mit einer innigen, wahrhaft verehrenden Liebe zugethan, nahm sie den lebhaftesten Antheil an allem, was ihn beschäftigte, hielt sich am liebsten in seinem Studirzimmer oder Laboratorium auf und hatte sich durch unablässige Bemühungen wirklich ein klares Verständniß, wie ein reges Interesse für die von ihm gepflegten Wissenschaften erworben.

Nach einer längern, gefährlichen Krankheit, von welcher Signora Galvani etwa um das Jahr 1786 heimgesucht ward, war ihr der Genuß von Frohsuppe verordnet worden. Zwar sträubte sich ihr natürliches Gefühl gegen diese Speise, Verunreinigt und Lebensluft riethen ihr jedoch, den Widerwillen zu besiegen, und sie glaubte nicht besser Herr desselben werden zu können, als indem sie das Gericht, welches sie verzehren sollte, auch eigenhändig bereitete. Eines Tages war ihr denn wiederum ein frischer Transport Frösche in die Küche geliefert worden; sie machte sich daran, einige zu zerlegen, schnitt ihnen kunstgerecht, genau wie sie es bei ihrem Gatten gesehen, wenn dieser behufs anatomischer Versuche kleinere Thiere präparirte, die Schenkel aus und hing dieselben vermittelst kupferner Drähte an das rings um das Haus laufende eiserne Balcongeländer. Zu ihrem nicht geringen Staunen sah sie, sobald der Kupferdraht das Eisen berührte, die Frohschenkel in eine krampfartige Bewegung gerathen. Viele Frauen, und vielleicht auch eine gute Anzahl von Männern, wären bei einer so ungewöhnlichen Erscheinung wahrscheinlich von Entsetzen ergriffen worden; glücklichweise gehörte Signora Galvani nicht in diese Kategorie. Sie besaß genug Kenntnisse der Naturwissenschaften, um sich sagen zu können, daß gerade auf diesem Gebiete den kommenden Geschlechtern noch wichtige Entdeckungen aufbehalten wären und daß es ihr vielleicht vergönnt sei, in diesem Augenblicke den Weg zu einer solchen anzubahnen. Gilig rief sie ihren Mann herbei und theilte ihm die gemachte Beobachtung mit. Der Versuch wurde an mehreren andern Fröschen wiederholt und zeigte stets die gleiche Erscheinung, in welcher Galvani's durchdringender Verstand und scharfer Beobachtungsgenuss gar bald ein neues Princip erkannte, dem er eifrig nachforschte und so der Schöpfer eines der wichtigsten Zweige der Physik wurde, welcher nach ihm den Namen Galvanismus führt.

Sehr eingenommen für den Gedanken, daß es eine besondere Nerven- und Lebensflüssigkeit gebe, stand Galvani nicht an, dem von ihm beobachteten Phänomen eine mit seiner Lieblings-theorie übereinstimmende Erklärung zu verleihen. Nach seiner Ansicht wurden die Zuckungen der Frohschenkel hervorgerufen durch diese Flüssigkeit, welche vermittelst der metallischen Leitung von den Nerven zu den Muskeln übergeföhrt sei. Der Ruf dieser wunderbaren Entdeckung erschallte bald durch ganz Europa, überall beehrte man sich, die Versuche zu wiederholen und abzuändern.

Die ganze Richtung, in welcher man die neue Entdeckung, von dem Vorhandensein der sogenannten galvanischen Flüssigkeit ausgehend, zu verfolgen suchte, drohte auf diese Weise auf Irrwege zu gerathen, bis endlich die von Alexander Volta, Professor zu Padua, aufgestellte und durch die unwiderleglichsten Beweise unterstützte Behauptung auf die richtige Bahn führte. Volta fand die wirkende Kraft weder in den Nerven, noch in den Muskeln, sondern in dem bisher sehr neben-sächlich behandelten Umstande, daß der Leitungsbogen aus zwei verschiedenen Metallen — bei den ersten Beobachtungen Kupfer und Eisen — bestand. Die wirkende Kraftward erzeugt durch die Berührung zweier verschiedener Metalle, war mithin vollkommen identisch mit dem gewöhnlichen electrischen Fluidum.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Fortschritte, welche die Wissenschaft durch die neue Entdeckung Volta's gemacht, Schritt für Schritt zu verfolgen, eine Beschreibung der aus verschiedenen Metallplatten aufgebauten und nach ihm benannten Volta'schen Säule und der im Laufe der Zeit mit derselben vorgenommenen Veränderungen und Verbesserungen zu liefern, uns mit einem Worte auf eine weitläufige physikalische Auseinandersetzung einzulassen. Wir begnügen uns, schließlich auf die bedeutenden Fortschritte hinzuweisen, welche man, nachdem man die Erscheinung des Galvanismus aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet gelernt, durch dessen Anwendung auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Industrie erzielt hat.

Das galvanische Glühen wird mit großem Erfolge zum Sprengen von Felsen benutzt; das galvanische (electrische) Licht ist eins der wesentlichsten Hilfsmittel, um blendende Theater-effecte hervorzubringen; die Kunst der galvanischen Verfilberung und Vergoldung hat der Industrie einen bedeutenden

Ausschwung gegeben. Eine der wichtigsten Entdeckungen der Neuzeit war aber unstreitig die der Galvanoplastik, einer Methode, nach welcher man mittelst electrolytisch niedergeschlagenen Kupfers den Abdruck einer beliebigen Form darzustellen vermag. Mit Hilfe dieses Verfahrens ist es gelungen, Holz-schnitte mit aller Schärfe des Originals zu vervielfältigen und so von einer Figur beliebige viele Abdrücke zu veranstalten, ohne daß die späteren den früheren nachstehen. Mit gleich günstigem Erfolge hat man diese Methode angewendet zur Vervielfältigung gestochener Kupferplatten, ja selbst von daguerreotypisch aufgenommenen, so wie in Tuschanier gemalten Bildern.

Wie aber in der Wissenschaft eine Entdeckung immer auf die Spur der andern führt, so ging, wenn auch nicht unmittelbar, aus dem Galvanismus der Electromagnetismus hervor, indem Professor Derstedt in Kopenhagen vermittelst galvanischer Elemente und der Magnetnadel die ersten Versuche machte, welche ihn zur Entdeckung der Kraft führten, die jetzt durch die Telegraphie die gesamte civilisirte Welt bewegt, Länder und Völker verbindet.

„Kleine Ursachen, große Wirkungen,“ kann man auch hier, wie bei so vielen wichtigen Ereignissen der Welt-, Völker- und Culturgeschichte sprechen. Von der Frohsuppe der Signora Galvani bis zum electromagnetischen Kabel. [777]

### Die furchtbarste Stunde meines Lebens.

Im Sommer des Jahres 1859 durchstreifte ich behufs wissenschaftlicher Forschungen in Begleitung eines gleiches Zwecke mit mir veredelten Freundes die Schweiz nach allen Richtungen. Am 6. August langten wir in Chamouny an, um von dort aus den Jardin und das Mer de Glace zu besuchen. Da wir mit letzterem den Anfang zu machen gedachten, so begaben wir uns ohne Aufenthalt nach Montanvert, übernachteten in dem einsamen kleinen Gasthof, der sich am Fuße des Berges befindet, und brachen am andern Morgen mit dem ersten Grauen des Tages auf, begleitet von einem zuverlässigen Führer und versehen mit den uns für eine derartige Expedition nöthig dünkenden Vorräthen an Speisen und Wein. Beil und Stricke, die sonst als unerlässlich geltenden Hilfsmittel derartiger Bergpartien, waren nicht mitgenommen worden, da ein Besuch des Mer de Glace im allgemeinen nicht für gefährlich gilt.

Der Morgen war klar und glänzend und verheiß uns den besten Erfolg unseres Unternehmens. Müdig und heiter verfolgten wir daher unsern Weg, der sich zuerst etwa eine halbe Stunde längs des Mer de Glace hinzog und dann in den mit Spalten und Trümmern bedeckten Gletscher mündete. Obgleich die Fortsetzung unserer Reise jetzt größere Anstrengungen erforderte, erschienen uns dieselben doch im Vergleich zu den früher überwundenen Beschwerden so gering, daß wir unserm Führer weit voraussetzten und seinem warnenden Zuruf, wir möchten uns in Acht nehmen und auf ihn warten, erst Folge leisteten, als eine breite, sich in einer Länge von ungefähr sechzig Metres vor uns ausdehnende Spalte uns den Weg versperrte. Dieselbe endete zur Linken in einen ziemlich steil hinabhängenden Eisbügel, den ich jedoch leicht zu übersteigen und auf diese Weise den einmal eingeschlagenen Weg ohne Aufenthalt fortzusetzen hoffte. Mich meines eisenbeschlagenen Stockes statt eines Beils bedienend, begann ich in das Eis Löcher zu schlagen, groß genug, um den Fuß hineinsetzen zu können; noch hatte ich aber nicht die Hälfte des Hügels auf diese Weise erklimmen, als ich mich überzeugte, daß er zu steil sei, um auf diese unzulängliche Weise erstiegen zu werden. Ich beschloß daher umzukehren und wurde in diesem Vorzuge durch den inzwischen herbeigekommenen Führer bestärkt, der, die unter uns gähnende Kluft mit Besorgniß betrachtend, mir zurief, es sei gefährlich, wir müßten umkehren und einen andern Weg einschlagen.

Vorsichtig meinen linken Fuß zurücksetzend, suchte ich daher den nächsten der unter mir liegenden, durch meinen Eisstock gemachten Einschnitte zu erreichen; es gelang mir, als ich jedoch den rechten Fuß zum nächsten Schritt ausstreckte, verlor derselbe den Stützpunkt, ich konnte mich an der glatten Fläche nirgend halten und fiel — fiel rettungslos in den Abgrund hinab.

Ich vernahm noch den gellenden Schrei meines Freundes und des Führers — was ich selbst empfand, wäre unmöglich zu beschreiben. Von einer Eiswand im raschen Sturz gegen die andere geworfen fühlte ich, wie ich mit jedem Augenblicke tiefer in den unermesslichen Abgrund sank, um dort unten zerschmettert zu werden oder eines langsamen noch weit qualvolleren Todes zu sterben. Mäßig wurde ich im Falle aufgehalten, ich vermochte Athem zu schöpfen und den Ruf auszustößen:

„Ein Strick, ein Strick!“

Durch Zufall oder vielmehr durch das Walten der Vor-sehung war ich auf eine kleine Brücke aus Eis gefallen, die sich inmitten der Kluft von einer Eiswand zur andern zog. Die schwache Stütze hatte kaum sechs Centimeter Länge und ungefähr 40 Centimeter Dicke, soweit ich überhaupt etwas zu erkennen im Stande war. Mein Kopf hing von der einen, meine Füße von der andern Seite herab, indes instinctmäßig und ohne daß ich eigentlich weiß wie es geschah, richtete ich mich empor und stand nun auf dem Vorsprung, der eine Höhlung hatte, groß genug, um einen Fuß aufzunehmen.

In diesem Augenblicke rief mir mein Gefährte zu: „Wir fürchteten schon Ihre Stimme niemals wieder zu hören, um Gotteswillen fassen Sie Muth, um auszuhalten bis der Führer zurückkommt, er ist nach Montanvert gegangen, um Stricke zu holen.“

„Wenn er lange bleibt, so verlasse ich diese Kluft nicht lebendig,“ rief ich zurück.

Meine Lage war schrecklich; die kleine Eisbrücke war so schmal, daß ich nur mit einem Fuß darauf stehen konnte, so daß ich, während ich den andern freischwebend hängen ließ, genöthigt war, mich mit dem Rücken gegen die eine Eiswand zu stützen, und mich mit der Hand an der andern festzuhalten, obgleich sie glatt war wie ein Spiegel und durchaus nicht die geringste Handhabung bot. Ein Strom eiskalten Wassers rieselte auf meine Schultern herab und durchnäste mich bis auf die Haut. Ueber meinem Haupte sah ich einen schmalen Streifen blauen Himmels, der die Öffnung meines Gefängnisses einrahmte, dessen Mauern sich mit jedem Augenblicke mehr zusammenschließen schienen, um mich in ihrer gewaltigen Umarmung zu ersticken. In den sich unter mir ausdehnenden entsetzlichen Abgrund wagte ich kaum während einer Secunde hinabzublicken, dennoch reichte sie hin, um mich zu überzeugen, daß, hätte nicht die kleine Eisbrücke meinen Sturz aufgehalten, es für mich kein Entrinnen aus dieser schauerlichen Grabsöhle gegeben.

Ungefähr zwanzig Minuten mochte ich in dieser Stellung verharrt haben. Ich blutete aus einer an der Wange erhaltenen

Wunde; mein rechter Fuß war verlest, der linke, auf den ich mich stützte, drohte der Last und Anstrengung zu erliegen. Die Kälte der Eiswand, gegen die ich mich lehnte, ließ mich von Augenblick zu Augenblick mehr erstarren. Ich rief meine Gefährten, nur das Echo antwortete mir. Noch einmal erhob ich meine Stimme, kein Gegenruf ließ sich vernehmen. Der furchtbare Gedanke stieg mir auf, mein Freund sei dem Führer entgegengegangen und könne nun, da der Gletscher von unzähligen Spalten und Klüften zerrissen war, den Ort nicht wieder auffinden, wo er mich verlassen. Diese Vorstellung hatte etwas so Niederdrückendes, daß sie lähmend auch auf meine physischen Kräfte wirkte; bis zum Tode erschöpft, von aller Hoffnung verlassen, kam mir der Entschluß, mich nicht länger an den schwachen Rettungsanker zu klammern und mit einem Male alle Qual zu beenden.

Zu diesem kritischen Augenblicke hörte ich meinen Namen rufen. Mein Freund war in der That weggegangen, um nach dem Führer zu spähen, hatte, wie ich es gefürchtet, zurückkehrend die Kluft nicht wieder auffinden können und sie endlich nur entdeckt durch die daneben liegende Tasche mit unserer Provision, die der Führer zurückgelassen hatte.

Der Führer war jetzt fünf und dreißig Minuten fort und in Abrethacht, daß wir Dreiviertelstunden gebraucht, um von Montanvert bis hierher zu gelangen, seine Rückkunft nicht so schnell zu erwarten. Ich fühlte, daß ich mich nur noch sehr kurze Zeit halten könnte, und beschloß, mit Hilfe eines starken Messers, das ich in der Tasche hatte, selbst einen Versuch zu meiner Befreiung zu wagen. Trotz der Abmahnung meines Freundes, dem ich mein Vorhaben mittheilte, machte ich mit dem Messer einen Einschnitt in die Eiswand, hoch genug, daß ich ihn mit der Hand erreichen, und so breit, daß ich dieselbe hineinlegen konnte. Einen zweiten Einschnitt, um einen Fuß hineinschieben zu können, brachte ich etwa vierzig Cent. über der kleinen Brücke an und hoffte, indem ich mich an diese beiden Stützpunkte klammerte und mit dem Rücken mich mit aller Kraft gegen die entgegengesetzte Wand stemmte, nach und nach so viel Einschnitte zu machen, um mich in die Höhe zu arbeiten oder, was freilich viel wahrscheinlicher war, durch einen einzigen falschen Schritt rettungslos in die Tiefe geschleudert zu werden.

Ich arbeitete emsig an meiner zweiten Stufe, da erscholl über mir der Freudenruf: „Der Führer kommt, begleitet von zwei Männern, welche Seile tragen.“

Jetzt hielt ich es doch für gerathen, mich wieder auf meiner kleinen Brücke in eine möglichst feste Stellung zu bringen, um das Seil, sobald man es herabgelassen, ergreifen und befestigen zu können. Jetzt sah ich es über mir schweben, aber, o des Jammers, es war zu kurz, ich konnte es nicht erreichen.

Ich verkündete den Obenstehenden dieses Mißgeschick, wurde jedoch von ihnen mit dem Zuruf getrobet, daß sie noch ein anderes, längeres Seil besäßen. Wirklich gelangte dasselbe auch nach wenigen Augenblicken in meine Hände, ich befestigte es um den Leib, hielt mich mit beiden Händen fest und gab das Signal. Das Herausziehen glückte. Eine Minute später stand ich lebend, gerettet auf dem Gletscher.

Ich hatte in jener schauerlichen Kluft fünfzig Minuten zugebracht, aber sie waren mir erschienen wie ein Jahrhundert.

Ein unbeschreibliches Gefühl der Dankbarkeit gegen den Allmächtigen, der mich so großer Gefahr gnädig entriß, hatte ergriff mich und veranlaßte mich niederzuknien und ein heißes, inniges Gebet zu ihm emporzusenden, ehe ich dasselbe jedoch beendet hatte, verließen mich die Kräfte; ich ward ohnmächtig. Als ich unter den Bemühungen meiner Retter wieder zum Bewußtsein erwacht war, schickten wir uns an, nach Montanvert zurückzukehren, bevor ich mich aber entfernte, warf ich noch einen Blick auf die Kluft, in welcher ich beinahe lebendig begraben worden, und sah jetzt ein, daß es vollkommen unmöglich gewesen wäre, auf die Weise wie ich den Versuch gemacht, aus der Grube zu entkommen. Die Öffnung wurde nach oben viel zu breit, als daß ich, wenn es mir wirklich gelungen wäre, mich so weit empor zu arbeiten, mich mit dem Rücken hätte noch fernier an die gegenüberliegende Wand lehnen können. Ohne diesen Stützpunkt wäre es aber selbst für eine Gense unmöglich gewesen, diese verticale Mauer zu erklimmen.

Der Führer war bis zum Wirthshause gelaufen, hatte aber dort kein seinem Zwecke entsprechendes Seil gefunden und sich deshalb in höchster Angst auf den Weg nach Chamouny gemacht. Unterwegs war er Maulthiertreibern begegnet, welche ihre Thiere mit Holz beladen hatten und zwar so, daß dasselbe mit Stricken auf den Rücken derselben festgeschmürt war. Er bat sie, einem in eine Kluft gefallenen Reisenden beizustehen, und die braven Thiere waren sogleich bereit, ihre Thiere abzuladen und mit dem Führer zu geben. Die Stricke wurden aneinandergeklopft und waren glücklicherweise lang genug, um zu mir hinabzureichen, stark genug, um mich zu tragen.

Unterstützt von meinen Rettern kehrte ich nach Montanvert zurück, wo meine Wunden verbunden wurden und ich in einem mir schnell bereiteten guten Bett Zeit hatte, der Gefahr nachzudenken, der ich soeben entronnen. Noch jetzt erschreckt mich die Erinnerung überan oft im Wachen wie im Träumen.

[778]

r . . .

### Die Höflichkeits-Formen der Gesellschaft.

Von  
Immeline Raymond.

Höflichkeit ist die Tochter der Civilisation, bestimmt, die Güte zu zeigen wo sie ist, und zu erregen wo sie nicht ist.

IV.

Das Spiel und die Spielenden Damen. — Hausfrauenpflichten gegenüber den Gästen.

In den meisten geselligen Zirkeln, welchen Namen sie auch führen mögen, Kaffee- oder Theegesellschaft, Soiree oder Ball — in den meisten werden Spieltische arrangirt, um welche ein Theil der Gesellschaft Platz nimmt.

Eine Hausfrau, welche ihre Pflichten kennt, wird nie dulden, daß Hazardspiele bei ihr gespielt werden, denn es ist schwer, wenn nicht unmöglich zu vermeiden, daß der Aerger über den Verlust, der Freudentaumel, welcher den Gewinn begleitet, früher oder später in Erörterungen ausarte, die dem anständigsten Salon den Charakter eines öffentlichen Spielhauses geben. Das Hazardspiel muß von Seiten der Empfangenden also bestimmt, wenn auch höflich verboten werden.

Wer häufig Gesellschaften besucht, kann sich manchen treu gemeinten Dank erwerben, wenn er sich die Kenntniß des Spieltisches aneignet, um bei vorkommender Gelegenheit in Stelle eines abwesenden Partners eintreten zu können. Wohlwollen-

den Seelen wird es nicht schwer werden, selbst bei geringem Interesse am Spiel die Rolle mit Freundschaft und Aufmerksamkeit durchzuführen und sich nicht merken zu lassen, daß man dem Vergnügen Anderer ein Opfer bringt. Von der Dame des Hauses ist zu erwarten, daß sie den Geschmack ihrer Gäste kenne und sich, so weit es in ihren Kräften steht, hüte, Jemandem Langeweile zu verursachen durch die Nöthigung zu einem Spiele, an dem der so genöthigte Gast mit Unlust Theil nimmt. Eine solche Tyrannei ist um so weniger zu entschuldigen, da die Gäste der Dame vom Hause, der Festgeberin die „kleine Gesellschaft“ nicht abschlagen dürfen. Leider zu oft vergessen die, welche Gesellschaft empfangen, daß sie nicht nur ihren eigenen Geschmack, sondern auch den ihrer Eingeladenen zu berücksichtigen haben.

Sich selbst zu vergessen, die eigene Anwesenheit nur kund zu thun durch unausgesetzte Sorgfalt für das Behagen der Gäste — darin ist mit wenig Worten das Ideal aufgestellt, welches jede Hausfrau zu erreichen suchen muß. Nur indem die Herrin des Hauses ihren Gästen gegenüber allen Egoismus aufgibt, indem sie für deren Vergnügen sorgt mit heiterer Aufopferung ihrer eigenen Neigungen, ihrer eigenen Bequemlichkeit, nur dann wird eine Frau die Seele der Gesellschaft, das Band, welches einen Menschenkreis zu vereinen und zusammenzuhalten vermag. Heiterkeit und Wohlwollen, Zartgefühl und wohlthunende Aufmerksamkeit machen den Raum, in dem eine solche Frau das Scepter führt, zu einem glücklichen Aufenthalt und ihre Gesellschaft unentbehrlich für Alle, die den Zauber derselben einmal kennen gelernt.

Soll ich dem Bilde der Hausfrau, wie sie sein muß, das Bild der egoistischen und folglich unhöflichen Frau gegenüber stellen? Die Sucht zu herrschen, überall den Vorrang zu haben, führt sie nach und nach unmerklich dahin, ihre Macht zu mißbrauchen, Jedem, der ihre Schwelle betritt, dominiren und Gesetze vorschreiben zu wollen. Wer nicht durch Pflichten gefesselt ist, schiebt den Kreis einer solcher Despotin und sie bleibt vereinsamt zurück. Ist sie reich, so finden sich zwar einige Schmeichler, die aus Eigennutz dem Joch sich unterwerfen, doch Fremde wird eine solche Tyrannin niemals haben, nicht einmal Personen zum Umgang, die ein gewisses Wohlwollen für sie bewahren könnten, und sie empfängt nun die Gleichgiltigkeit ihrer Nebenmenschen als gerechten Lohn für die Gleichgiltigkeit, womit sie dieselben verlegt. — Sie wollte Alles sein und ist nun Nichts, weil sie hartnäckig das Gebot zurückstieß, welches der Frau in jeder Lebensstellung, im Kreise der Familie wie in dem der Gesellschaft, die Liebe als Beruf anweist.

Alle Empfindungen, alle Bestrebungen, die sich nicht an diese große alleinige Triebfeder des weiblichen Lebens knüpfen, lenken die Frauen von ihrem Wege ab und werfen sie ohne Kompaß und Führer auf die Pfad. Diese Wahrheit kann nicht zu oft wiederholt werden, selbst nicht hier an dieser Stelle, wo wir uns mit den Formen der Höflichkeit beschäftigen, denn eine egoistische Frau ist nicht allein tadelnswürdig vom Standpunkte der Moral, sondern auch von dem der Höflichkeit.

Man sieht heutigen Tages viele Frauen, welche dem Spiel ergeben sind. So peinigend es mir ist diese Thatsache einzuräumen, kann ich es doch nicht unterlassen, wenn ich nicht will, daß meine Besprechung des Gegenstandes eine Lücke habe.

Die eigentlichen Spielerinnen ignoriren gänzlich die Pflicht der Höflichkeit, weil sie sich der genannten Zerstreung mit einer Leidenschaft hingeben, welche zeigt, daß ihre Neigungen nicht unter der Herrschaft der Vernunft stehen. Der gute Ton, stets im Einklang mit der Sitte, verdammt streng die Frauen, welche dem Hazardspiel ergeben sind, wohl wissend, wie schlüpfrißig der Pfad dieses Genusses, wie leicht die Leidenschaft des Spiels zu Aeußerungen hinreißt, die mit Ton und Sitte unverträglich sind. Der Bannspruch der besseren Gesellschaft gegen das Hazardspiel hält indes viele Frauen nicht ab, ganze Nächte am Spieltische zuzubringen bei Landsknecht und trente-et-un, und wenn man nicht umbin kann solche Frauen zu verdammen, muß man doch auch nicht vergessen sie zu beklagen. Wären sie gebildeten Geistes und Herzens, würden sie von ihrer Zeit und von ihren Fähigkeiten einen andern Gebrauch zu machen wissen. Müßig, vergnügungssüchtig, unwissend, greifen sie nach heftigen Aufregungen, um die Langeweile zu bestegen, diesen ihren schlimmsten Feind, dem sie gleichwol ihre Seele auf ewig verschrieben haben.

Auch bei den Spielen, welche die gute Gesellschaft gestattet, d. h. bei solchen die nicht Hazardspiel sind, sondern Nachdenken und Ueberlegung fordern, kommt man zuweilen mit arroganten Personen in Berührung, welche die Gesetze des Spiels auf sehr unbillige und sehr unhöfliche Weise handhaben, ja man begegnet sogar Spielern, die zum Kartenspiel, wie eine besondere Spielbörse, so auch ein besonderes Spielgewissen mitbringen und nicht im Geringsten zu sündigen glauben, wenn sie sich einige kleine Abschweifungen vom Wege strenger Redlichkeit gestatten. Manche benutzen einen augenblicklichen Gedächtnißfehler, — Andere suchen, sogar absichtlich die Mitspielenden zu zerstreuen, um aus ihrer Zerstreung Nutzen zu ziehen. Man hüte sich in ähnliche Fehler zu verfallen; jedenfalls ist es wichtiger, den Anstand zu bewahren, als sich im Wüth einige Stiche mehr zu erschleichen. Hier wie überall gilt die Regel: sei streng gegen dich selbst, nachsichtig gegen Deinen Nächsten, und sollte die Befolgung dieser Lehre Dich auch einige Stiche kosten.

Man ist indes nicht verpflichtet, die Nachgiebigkeit zu weit zu treiben und sich oft von solchen kleinen Salon-Kniffen ausbeuten zu lassen. Ist man einmal mit unbilligen, rechtshaberischen Spielern zusammengekommen, so möge man künftighin ihnen fern bleiben und den Spieltisch, welchen sie inne haben, vermeiden. Hände dieser Rath immer Beachtung, so würde sich um jene unhöflichen Leute bald eine Bannlinie bilden, die sie von den Uebrigen trennend, es ihnen unmöglich machte die Eintracht zu führen und sie zur Ueberlegung und zur Besserung zwänge. Dieses Resultat wäre nicht nur wünschenswerth im Interesse des geselligen Behagens, sondern auch im Interesse der Moral.

Keine Thatsache steht vereinzelt da; es giebt keine kleine Ungerechtigkeit, weil jede Ungerechtigkeit, sie sei an sich so klein als sie wolle, Zeugniß ablegt, daß der, welcher sie beging, den Sinn und die Fähigkeit besitzt, auch bei jeder andern Veranlassung ungerecht zu sein. Aus der Habgier nach kleinen Summen läßt sich mit Gewisheit schließen, daß Gelegenheiten dieselbe zu furchtbarer Größe steigern könne. Man unterlasse beim Spiel, wenn es den eigenen Vortheil und fremden Schaden gilt, zu streng auf die Spielgesetze zu halten, denn dieser Eifer verkündet gänzlich den Mangel nobler Gesinnung.

Es ist wahrlich nicht genug, gerecht zu sein gegen unsern Nächsten, namentlich wenn wir den Lohn der Gerechtigkeit ernten, nein, man muß auch natürliche und zugestandene Rechte zu opfern wissen, muß die Fälle erwägen, in denen es zulässig ist, von seinem Recht Gebrauch zu machen, bedenkend, daß sehr oft der Buchstabe des Gesetzes mit dessen Geist im Widerspruch

steht. — Um billig bleiben zu können, muß man oft großmüthig handeln.

V.

Höflichkeit im Familienkreise. — Höflichkeit gegen Dienstboten.

Die Höflichkeit soll nicht betrachtet werden als ein Staatskleid, das man nur bei Gelegenheit anlegt, um sich der Welt zu zeigen. — Nein! Alle die Menschen, welche ihr Wesen in zwei Theile theilen, sich höflich zeigen gegen Vornehmere und Fremde, und sich von dieser Anstrengung dabei ausruhen, indem sie ihre Umgebung, Angehörige wie Dienstboten mit Nothheit und Härte behandeln — alle diese sind Heuchler.

Wenn die Höflichkeit Achtung einflößen und wohlthunend wirken soll, muß sie natürlich sein und ihr bewegendes Element aus der Tiefe eines edlen wohlwollenden Herzens schöpfen. Manche, denen es an dieser Quelle fehlt und die gleichwol einsehen, daß man die Regeln des Savori-vivre in der Gesellschaft nicht ungestraft verletzen dürfe, besitzen hinreichende Herrschaft über sich selbst, um wenigstens Unhöflichkeit zu meiden im Umgang mit Personen, die sie, so zu sagen, mit gleicher Münze bezahlen würden. Solche Charaktere entschädigen sich zu Hause und so geschieht es häufig, daß man von in der Welt als gebildet geltenden Männern, Jünglingen und Mädchen, von jenen gegen ihre Frauen, von diesen gegen ihre Mütter Ausdrücke braucht, deren roher Ton und Sinn das ewige Leiden beständigen, welches sanften Naturen solcher Nothheit gegenüber auferlegt ist.

Es ist für eine Frau nicht immer leicht, die Erziehungsmängel des Gatten zu verbessern. Dennoch bin ich überzeugt, daß, ausgenommen gegenüber wenigen der Beredlung ganz unzugänglichen Naturen, jede Frau die Macht hat, unangenehme Gewohnheiten in ihrem Kreise abzuschaffen. Am sichersten wird sie zu diesem Ziel gelangen, wenn sie Selbstüberwindung genug besitzt, sich nie zu Zorn und Aerger hinreißen zu lassen und dadurch mit ihrem eignen Benehmen den Beweis liefert, wie viel die Höflichkeit beitrage, dem häuslichen Leben Annehmlichkeit und Würde zu geben. Sie muß zu wirken suchen vor Allen und stets durch ihr Beispiel, zuweilen durch vernünftige Vorstellungen, sogar zu Zeiten durch Scherz, Vorwürfe, spöttische und verächtliche Bemerkungen können sie nur enternern von ihrem Ziele. Nur indem sie ihren Gatten zwingt zur Würdigung der Tugenden, deren Ausdruck die Höflichkeit ist, kann sie zugleich dieser Geltung verschaffen und unmerklich ihn dahin bringen, eine maßvolle Redeweise und anständige Manieren anzunehmen, ohne welche das häusliche Leben ein Steeple-Chase des Egoismus wird und ein Gemälde bietet, in welchem alle Höflichkeiten der Menschennatur sich schamlos enthüllen.

Für den Mangel an Respect und Gehorsam, für die Grobheit in Manieren und Reden, welche man leider häufig im Benehmen der Kinder gegen die Eltern bemerkt, ist den erstern nicht alle Schuld beizumessen. Die Kinder sind Das geworden, was Schwachheit, Sorglosigkeit und schlechte Erziehung der Eltern aus ihnen machte. Wenn die Kinder Zeugen sind der rücksichtslosen Weise, in welcher Vater und Mutter sich gegenseitig behandeln, wenn sie sahen, wie so oft die Selbstsucht zwei Wesen trennte, welche zum Wohl der Ihren in Liebe vereint sein sollten, so richten die Kinder sich nach den empfangenen Beispielen und spiegeln in Sitten und Benehmen die Fehler der Eltern zurück. Das Kind müßte ein Naturwunder sein, welches an sich nicht die Tugenden und Fehler zur Anschauung brächte, welche seine Eltern beherrschten! Es wird sanft und freundlich sein, wenn diese ihm das Beispiel der Eintracht und Güte gegeben, dagegen roh und rechthaberisch, wenn der Egoismus am häuslichen Herde waltete, den Ausdruck milderer Gesinnung fern haltend.

Indem ich den Ursprung so trauriger Familienbilder zu erklären suche, will ich keineswegs die jungen heranreifenden Mädchen entschuldigen, die gegen ihre Eltern einen Ton annehmen, als sprächen sie nicht nur mit ihres Gleichen, sondern mit Untergebenen, die gegen ihre Mütter in unverantwortlicher Weise sich gehen lassen und sich wol gar Scherze erlauben, die nur in der schlechtesten Gesellschaft gebräuchlich sind. Nein, indem ich den Eltern die Macht ihres Beispiels in Erinnerung bringe, wende ich mich zugleich an die Kinder, um ihnen ins Gedächtniß zu rufen, daß Gott ihnen Verstand, Urtheil und ein Gewissen gab, sie also nicht zu entschuldigen sind, wenn sie unterlassen, diese Gaben zum Verständniß ihrer Pflichten und zur Regelung ihres Benehmens anzuwenden.

Was auch die Anhänger des Sans-gene sagen mögen, die stets und überall ihre eigne Sache führend die Rücksichtslosigkeit erheben möchten, indem sie dieselbe eine Bürgschaft der Aufrichtigkeit nennen — was Jene auch sagen mögen, die Unhöflichkeit ist und bleibt ein Fehler, um so bedenklicher, als er Ergebnis und Bestätigung der verwerflichsten Herzensneigungen ist. Ueberdies ist Unhöflichkeit noch ein untrüglicher Beweis geistiger Beschränktheit. Und wenn man mir Beispiele anföhrt, welche letzteren Ausdruck widerlegen sollen, wenn man mir entgegnet, daß es sehr kluge Leute giebt, welche gleichwol sehr unhöflich sind, so wette ich, daß solche Leute trotz ihrer Klugheit etwas albern sind. Denn man denke sich einen noch so bedeutenden Verstand gemischt mit einer zu starken Dosis Eitelkeit und Eigenliebe, so giebt diese Zusammenfügung unfehlbar einen Thoren der schlimmsten Art, einen jener anspruchsvollen Thoren, die von ihrem Verdienst übermäßig eingenommen, oft in die lächerlichsten Uebertreibungen verfallen.

Gar zu wenig wird heutigen Tages die Höflichkeit beachtet, die man den Untergebenen schuldig ist, und wenn Eltern rücksichtslos gegen solche handeln, so sind Kinder nur zu geneigt, ihre vermeintlichen Rechte auf die Dienstboten in überhebendster Weise geltend zu machen. — Großmuth und Billigkeit sind, man muß es bekennen, nicht die unsere Zeit beherrschenden Tugenden. Uneingedenk ihrer Pflichten, pöhen die Menschen auf ihre Rechte, und meinen, von dem Augenblick an, wo ein Diener seine Zeit und Arbeit bezahlt erhält, sinke er aus der Reihe menschlicher Wesen herab und sei nur noch eine Sache, eine Maschine, die man benutzen könne nach Gutdünken, für die man nicht nöthig habe die Mühe zu wägen und zu messen, welche man ihr aufbürdet, für die man nicht zu sorgen brauche, daß ihr Demüthigungen und Verletzungen erspart bleiben, wie deren jedes Verhältnis mit sich bringt, in welchem der Mensch seine Unabhängigkeit aufgibt.

Wenn man hört, wie viele Tugenden und Kenntnisse von den Dienstboten gefordert werden, so möchte man fragen, wie viele Herrschaften giebt es, die würdig wären Dienstboten zu sein?

Diese bittere, in Scherz gekleidete Wahrheit verdient wohl beachtet zu werden von Allen, denen daran liegt, Gerechtigkeit und christliche Liebe zu üben; Pflichten, welche leider zu oft vernachlässigt und mißverstanden werden, obgleich wir für unser

Verhalten gegen Gleichgestellte wie gegen Geringere und Untergebene zur untrüglichen Nichtschuld das einfache Gotteswort haben: „Was Du nicht willst, das Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht.“

Diese Regel ist die allein richtige, passend für jede Lage, für jedes Verhältnis, und doch — wie selten wird sie befolgt! Viele Frauen nennen sich Christinnen, gute Christinnen, und rechnen es sich doch keineswegs als Sünde an, die, welche von ihnen abhängen, zu quälen und zu demüthigen! Man kann sich Achtung erwerben ohne streng zu sein, und Liebe ohne eine Vertraulichkeit einzuführen, die mit den verschiedenen Erziehungsgraden sich nicht verträgt. Man erlangt dieses Ziel, indem man sich stets billig zeigt, unvorsätzliche Fehler mit Güte trägt, stets mehr durch Ueberzeugen, als durch Befehlen zu bessern sucht und das jedem Menschen innewohnende Selbstgefühl schon durch Vermeidung harter Worte, welche die Abhängigkeit zu schmerzlich fühlbar machen könnten. Das ist sehr schwer ins Werk zu setzen — werden Manche sagen. Durchaus nicht, denn alles dieses fließt aus einer Quelle, aus der Menschenfreundlichkeit, die weiblichen Herzen natürlich ist oder doch sein soll.

Zur Höflichkeit ist Jeder verpflichtet gegen Jeden. Kurzsichtige Geister, welche leicht irrigen Auffassungen anheimfallen, sind nicht selten der Meinung, man benehme sich würdig und vornehm, wenn man Arbeiter und Handwerker stolz behandle. Im Gegenteil liegt die Wahrheit. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur das Benehmen eines Menschen von guter Abkunft und guter Erziehung (was nicht immer vereint ist) mit dem Benehmen eines Parvenü vergleichen (das Wort in der üblen Bedeutung genommen). Der Erstgenannte wird sich freundlich zeigen ohne familiär zu sein, und der Andere selbst bei überhebendster Grobheit familiär.

Welches Beispiel das nachahmungswürthe, ist uns schwer zu entscheiden, dagegen aber wohl zu beherzigen, daß die Höflichkeit — wenn es erst nöthig ist, sich die vortheilhafte Seite der Sache vor Augen zu führen — daß die Höflichkeit stets mehr einbringt als sie kostet.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über das Aufbewahren des Pelzwerkes.

„Der alte Winter will hinaus,“ diese Worte eines bekannten Frühlingsliedes tönen lustig in unsern Herzen, während wir Fenster und Thüren öffnend dem jungen steigenden Lenz den festlichen Einzug bereiten! Die Freude, aus langer Zimmerhaft befreit zu sein, wieder den belebenden Strahl der Frühlingssonne zu trinken, Augen und Herz zu laben am jungen Grün, ist so groß, daß wir am liebsten alles entfernen und vernichten möchten, was uns an die Herrschaft des Winters erinnert, lege nicht der kältere, durch Erfahrungen geschärfte Verstand dagegen sein gewichtiges Veto ein. Der Winter wird wiederkehren im nie still stehenden, ewig wechselnden Kreislauf der Zeiten, abermals wird es gelten, sich gegen seine Angriffe zu schützen, und alle die Hülsen und Wärmapparate, welche uns jetzt so überflüssig erscheinen, werden dann wieder als höchst nothwendige, wichtige Dinge betrachtet werden.

Zu dem im Winter hochgeschätzten, im Sommer als höchst überflüssig betrachteten Dinge gehört das Pelzwerk, dessen Conservirung der verständigen Hausfrau aber um so mehr am Herzen liegt, als demselben während der warmen Jahreszeit mehrfache Feinde erwachsen, und es aus seiner Sommerruhe nicht selten vollständig unbrauchbar hervorhebt. Ueber die zweckmäßigste Aufbewahrung des Pelzwerkes möchten deshalb wol gerade in der jetzigen Zeit vielen unserer Leserinnen einige Rathschläge willkommen sein.

Die Sorge für das Pelzwerk muß sich vom Beginn des Frühlings bis zum Eintritt des Herbstes hauptsächlich auf drei Punkte erstrecken: Zuvoörderst müssen demselben alle Insecten fern gehalten werden, jede Art freiwilliger Zerfetzung, Fäulniß oder Vermoderung, der es gar leicht anheimfällt, suche man ferner sogleich im Entstehen zu unterdrücken und endlich richte man sein Augenmerk darauf, daß das äußere Ansehen des Pelzwerkes nicht leide.

Die sorgfältige Behütung des Pelzwerkes vor der Verührung aller Insecten ist um so nothwendiger, als nicht bloß die allgemein gefannten und gefürchteten Motten seiner Existenz gefährlich sind, sondern weil es auch noch von anderen Feinden in der Gestalt von Pelzkäfern und Fleischwürmern bedroht ist. Die letzteren sind sogar noch gefährlicher als die Motten, weil sie sich nicht wie diese an die Oberfläche des Haares, sondern in das eigentliche Fleisch des Pelzwerkes festsetzen und dem Auge verborgen ihre zerstörende Thätigkeit entfalten und weil sie sich schneller vermehren und gefräßiger sind als die Motten. Da sie jedoch hauptsächlich das rohe Pelzwerk zu ihrem Tummelplatz erwählen, so sind sie für schon gegerbte Pelze, wenn auch nicht unbeachtet zu lassen, doch im Ganzen weniger zu fürchten, als die Pelzmotten und Pelzkäfer, auf deren Vertilgung bei Conservirung des Pelzwerkes vor allen Dingen geachtet werden muß.

Zu diesem Zwecke mache man eifrig auf einen Schmetterling mit silbergrauen, schwarz punctirten Flügeln Jagd, der sich vom Mai bis October häufig in den Wohnungen zeigt und zwar an und für sich nicht schädlich ist, jedoch Eier in das Pelzwerk legt, aus welchen Larven entstehen. Diese erscheinen in drei bis vier Wochen als kleine nackte Würmer und bilden sich, genährt von den Haaren des durch sie zerfärbten Pelzwerkes, in kurzer Zeit zu stattlichen Motten und Pelzkäfern heran. Gegen die schon vorhandenen Larven ist das einfachste und wir möchten behaupten sicherste Mittel das öftere Ausklopfen des Pelzwerkes. Durch die entstehende Bewegung werden die Larven, die sich aus den abgefressenen Haaren eine Hülle gemacht haben, aus derselben herausgeschält und vernichtet, ehe sie sich völlig ausbilden und immer schädlicher wirken können.

Verbindet man mit dem öfteren Ausklopfen noch eine zweckentsprechende Lüftung des Pelzwerkes, so kann man eines guten Erfolges sicher sein, wie man dem überhaupt gefunden hat, daß dasselbe durch die Aufbewahrung an einem von Zugluft durchstrichenen Orte vor Mottenfraß geschützt wird. Diese Vorkehrung ist auch Veranlassung geworden, daß man das Pelzwerk in leinene Tücher geschlagen in den Sommermonaten häufig dem schützenden Dunkel des ebenfalls in dieser Zeit unbrauchbar gewordenen Dens übergiebt; der Dens, wie man fälschlich annimmt, thut hierbei nichts zur Sache, wol aber die ihn beständig durchstreichende Zugluft; ein anderer fortwährendem Zuge ausgelegter, vor der Einwirkung des Lichtes geschützter Ort dürfte daher ganz dieselben und wir fügen hinzu sehr erspriechlichen Dienste leisten.

Was nun die ferneren Präservativmittel gegen den Mottenfraß anbetrifft, so nehmen dieselben, obgleich durchaus nicht ge-

ring zu achten und zu verabsäumen, doch im Vergleich zu den soeben genannten nur eine sehr untergeordnete Stelle ein. Es giebt deren unzählige, welche fast alle auf die künstliche Zerstörung der Mottenlarven ausgehen und von denen einige der erprobtesten hier einen Platz finden mögen.

In Russland, wo selbstredend die Pelze eine weit größere Nothwendigkeit sind, als bei uns, ihre Conservirung daher zu einer noch wichtigeren Aufgabe wird, streuen die Kürschner und Rauchwaarenhändler auf die behaarte Seite des Pelzwerkes fein gepulvertes Marien- oder Frauenglas, da nach ihrer Ansicht die Motten durch die feinen Spizen, welche sie nicht vertragen können, aus dem Pelzwerk vertrieben werden. Die so behandelten Pelze müssen natürlich, wenn sie ihre Sommerquartiere verlassen und ehe sie wieder getragen werden, eine sorgfältige und gründliche Reinigung durch Bürste und Klopffloß erfahren. Ebenso einfach wie zweckdienlich ist ferner die Aufbewahrung des Pelzwerkes in mit Salzwasser getränkten und nachher wieder getrockneten Tüchern oder auch in solchen, die mit Schwefel durchröchert sind. Bei diesem letzteren Verfahren ist wol die Wirkung hauptsächlich dem Geruch nach schwefeliger Säure zuzuschreiben.

Unter den stark riechenden Substanzen, welche alle mehr oder weniger den Motten tödtlich sind, haben sich Terpentin und Kampfer als ganz besonders wirksam erwiesen, obgleich man auch durch Dämpfe von Tabak, Schwefel und Essig sehr günstige Erfolge erzielt hat. Es ist daher sehr zweckmäßig, mit Terpentinöl getränkte Papierstreifen oder leinene Lappen zwischen das Pelzwerk zu legen oder auch letzteres gänzlich in Tücher einzuschlagen, die man zuvor mit Terpentinöl getränkt hat. Wegen der Flüchtigkeit des Dels ist es ratsam, die Tücher und Streifen öfter damit anzufeuern, noch besser thut man aber, wenn man eine Terpentinöl enthaltende Flasche geöffnet in die Kiste stellt, wo man das Pelzwerk aufbewahrt. Der Geruch, der sich den so behandelten Sachen auf diese Weise mittheilt, verliert sich nach kurzem Lüften im Freien; Gleiches gilt von dem ebenfalls sehr kräftig wirkenden Garzdust, der dem Pelzwerk durch beigemischtes Kienholz mitgetheilt wird.

In Neworleans klopft man das Pelzwerk gut aus und preßt es dann in alte Brantweinfässer, die man zuvor mit einer Mischung von Terpentinöl und Weingeist ausgestrichen hat und welche luftdicht verschlossen werden.

Um den Glanz des Pelzwerkes, eine seiner schönsten Zierden, nicht zu gefährden, ist es durchaus nothwendig, dasselbe an dunklen Orten aufzubewahren; fassen wir mithin die Hauptmomente der besten Art zur Conservirung des Pelzwerkes in wenigen Worten zusammen, so ergibt sich daraus der Rath: Man bewahre das Pelzwerk an einem trocknen, finstern, zugigen Ort auf, klopfe es recht häufig aus und verbinde mit diesen Vorschriften der Reinlichkeit zur größern Vorsicht noch die Wirkung einer stark riechenden Substanz.

Mode-Notizen.

Gleich wie der sonnige Frühling dennoch rings seine blühenden Wunder wirkt, ob auch zuweilen düstere Wetterwolken den Horizont umdunkeln, so schafft auch die Mode mit ihren luftigen Feenbänden immer neue und graziose Gebilde, unbekümmert ob die Zeitereignisse freudig, ob unheilvoll das staatl. und sociale Leben gestalten. Die reizendsten dieser Modeschöpfungen für die neue Saison bemerken wir im Bereich der Hüte. Bis dahin vielfach mit Bögeln, Schmetterlingen u. nur geschmückt, scheinen sie jetzt selbst zu lieblichen bunten Faltern geworden zu sein, die leicht und grazios auf den Häuptern unsrer Damenwelt schweben. Die neue Form der Frühjahrs- hüte ist klein und weniger hochstrebend als bisher, der Schirm, welcher eigentlich nur als Diadem vorherrscht, im Uebrigen von sehr geringer Breite. Man fertigt dieselben meistens aus weißem oder farbigem Krepp mit Sammet, Perlmutter- und Federornamenten. Auch die runden Strohhüte sind von äußerst kleiner zierlicher Façon, mit hohem Kopf und an den Seiten fast verschwindender, schmal umgebogener Krempe. — Als ganz neues Genre derselben wird man kleine, vorn und im Nacken mit schmalem Schild versehene Mützen tragen, die man mit einer Einfassung von farbigem Leder oder Sammet, außerdem mit Straußenfedern und einem panacheartig an der Seite befestigten, zuweilen in origineller Weise aus 3 Perlmutterfedern arrangirten Taubenflügel garnirt.

Bei allen, zu Hüten, Aufsäßen, parure u. verwendeten Garnituren spielt die Perlmutter noch immer die wichtigste Hauptrolle und scheint man fast im Verbräuche derselben den ganzen Reichtum des Meeres erschöpfen zu wollen. So fertigt man z. B. statt der früher an Hüten getragenen bunten Paradiesvögel dieselben jetzt aus Perlmutter, indem der Körper aus einer kleinen Muschel, Kopf und Hals aus kleinen Perlmutterflöckchen, der Schweif von Haarensfedern oder gesponnenem Gold gebildet wird. Auch sieht man die Perlmutter vielfach mit Jet in Verbindung gebracht und zu Schmuckgegenständen aller Art, zu Nadeln, Kämmen u. verwendet; letztere zieht man sogar den aus echtem Schildpatt gefertigten vor, da sie weit besser mit der Farbe jedes Haares harmoniren und alle die schillernden Lichtreflexe und glänzende Farbenpracht der echten Steine und Perlen in dasselbe weben.

Die neuen Sonnenschirme sind im Allgemeinen etwas kleiner, als die der vorjährigen Saison und ähnlich den Kleidergarnituren mit entre deux und schottischer Rize, mit Perlquimper oder Application desselben Stoffes entweder in fortgesetzter Rundung oder auf jedem Theil mit einzelnen Figuren geschmückt. Das Haus Gerlon bietet in diesem Artikel eine mannichfaltige und reiche Auswahl.

Ein gewiß volle Anerkennung verdienendes Gefes der Mode erachtet nicht sowol Reichtum und Originalität als vielmehr eine möglichst vollkommene Harmonie in Farbe und Stoff der Kleidung für ein Zeichen wirklich sublimen Eleganz. Wie dieses Gefes sich nun bis auf die Chaussüre erstreckt, so gilt es auch für die Wahl der Handschuhe, welche man neuerdings gern in Uebereinstimmung mit der Farbe der übrigen Toilette und zwar zu einem rosa, blauen, violette oder grünen Kleide auch möglichst genau in einer ebensolchen lebhaften Farbe, immer aber eher in hellerer als dunklerer Nuance trägt. — Als ein in diesem Artikel besonders reich-

haltig assortirtes Lager können wir die Handschuhfabrik von Louis Fränkel, Berlin, Jägerstraße Nr. 43, empfehlen.

Wir wollen, über dem Säbnen das Nützliche nicht ver- gessend, noch erwähnen, daß man jedes einzelne Blatt der Jupons, um die sonst dem Gürtel sich anschließende dicke Falten- lage zu vermeiden, nach oben zu feilförmig abschragt und die Nähte mit farbigem Passepoil verzieht. — Auch die Weite der Crinoline vermindert sich allmählig mehr und mehr; — die neueren derselben haben am untern Rande nur noch einen Um- fang von 280—290 Cent. und sind oben fast ganz anliegend. — Die Corsetsfabrik von Lissers Wittwe, Jägerstraße Nr. 42, hat dieselben in verschiedenen Arrangements vorrätzig.

[782] v. M.

Notizen.

Ein Kitt, der im Wasser und Feuer aushält und des- halb für Metall, Porzellan und irdenes Geschirr anwendbar ist, wird folgendermaßen bereitet: Man läßt 2 Pfd. süße Milch durch Zusetzung von Weinessig dünn gerinnen. Sobald die Milch abgeseigt ist, nimmt man die Molke davon und quirlt das Weiße von 4—5 Eiern hinein; hierauf mischt man fein pulverisirten ungelöschten Kalk hinzu und arbeitet die Mischung mit einem Spatel recht tüchtig durch. Statt des Eiweiß kann auch frisches Hinderblut benutzt werden. In der Luft und dann in starker Wärme getrocknet, hält der Kitt Feuer und Wasser aus.

Das Bluten einer Wunde zu stillen. Bei Abwesenheit eines Wundarztes stoße man, wenn das Bluten einer Wunde nicht nachlassen will, gewöhnliche Holzohle zu Pulver und streue diese auf die Wunde. (Kleinere Blutungen werden leicht gestillt, wenn man Fließpapier in doppelten Lagen auf die Wunde legt.)

Abgetriebene Tulpenzwiebeln können nochmals getrieben werden, wenn man sie sehr früh einpflanzt, ihnen zur Ver- wurzelung eine längere Zeit gegönnt, und dann das Treiben rasch erfolgt. Das Abschneiden der Blume hat auf die zweite Blüthe keinen Einfluß. Oft entfernen die holländischen Zwiebelzüchter die Blüthen, um die Samenbildung zu verhin- dern und dadurch kräftigere Zwiebeln zu erzielen; die Blätter dürfen aber nicht zerstört werden.

Das Kochen der Kartoffeln. Man bringe das Wasser, worin man die Kartoffeln kochen will, erst zum Kochen, gieße es dann kochend über dieselben und stelle sie damit sofort auf das Feuer. Sobald die Kartoffeln gar sind, gieße man das Wasser von denselben rein ab, decke sie darauf wieder gut zu und lasse sie noch einen Augenblick so stehen. Die Kartoffeln werden darnach ungleich wohlschmeckender, als wenn sie mit kaltem Wasser auf das Feuer gestellt werden, wie das vielfach zu geschehen pflegt. Ist das hier mitgetheilte Verfahren auch kein neues, so dürfte es doch mancher Hausfrau noch unbekannt sein und von dieser als ein nützlicher Wink aufgenommen werden.

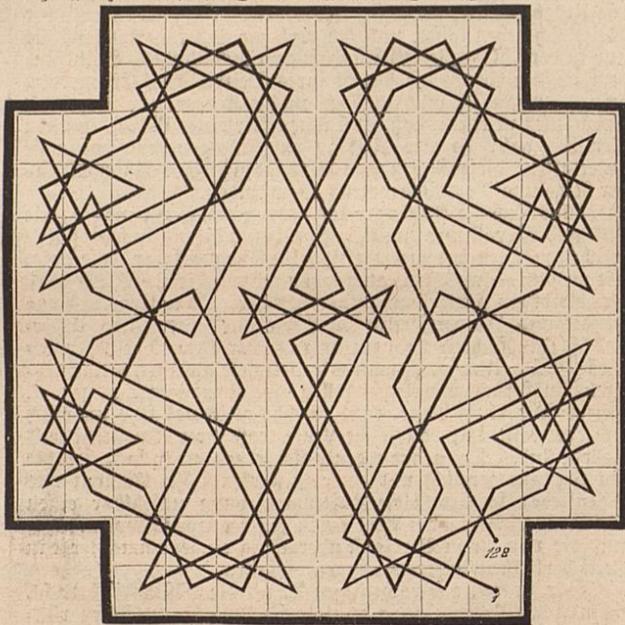
Eingemachtes Obst, welches angelauten ist, stellt man wie- der her, wenn man es aufkocht, etwas Zucker und auf 4 Maß eine Messerspitze voll Soda zusetzt.

Wahlen des Kaffees. Nach dem Jahrb. f. Pharmacie ist gestoßener Kaffee wohlschmeckender als gemahlener, wie dies auch durch neuere Versuche von Savarin bestätigt worden. Die Türken, die anerkannt den besten Kaffee bereiten, gebrauchen keine Kaffeemühlen, sondern stoßen den Kaffee in Mörsern mit hölzernen Keulen, die um so werthvoller werden, je länger sie zu diesem Zwecke dienen. [784]

Auflösung der zweisylbigen Charade Seite 119.

„Dreifuß.“

Schlüssel zur Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 119.



Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 119.

Die erste Klocke, die herab Aus den schweigenden Wolkeln fällt, Schreibt weiß auf die schwarze Erde: Der Winter naht wieder der Welt.

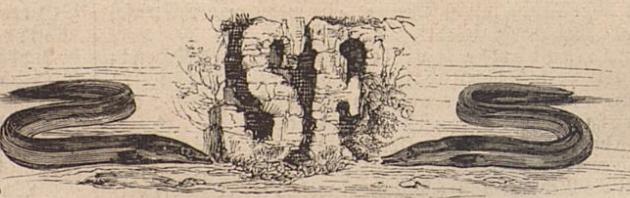
Zur Ruhe wieget der Winter Die Erde, die schaffende, ein; Die glänzende Silberflocke Muß Bote und Mahnung ihm sein.

Des Lenzes Knospen und Treiben, Das Blühen und Duffen des Mai Ist mit dem Glühen des Sommers, Dem Sehn des Herbstes vorbei.

[767] J.

Rebus.

JASSA



Räthsel.

Ich hab' im Dienst das Gegeheil Vom Namen, den ich hab', Denn dieser heißt: „Werd' großer Stod“, Und ich — nehm' immer ab.

[773]

E. H.

Zweisylbige Charade.

Das Erste wie das Zweite kann verlesen, Das Zweite kann das Erste auch verlesen; Das Zweite giebt sich willig her zum Spiel, Und spielend nimmt man gern der Ersten viel. Wer beide treu und standhaft halten kann, Den nennt man einen zuverlässigen Mann.

Das Ganze suche man nicht zu veressen; Es wird vor allem seinen Werth erkennen; Wer, noch so brav, doch stets Verstellung übt, Zum Schein kämpft und stirbt und haßt und liebt. Er horet es wenn seine Stunde naht, Er ruft ihn auf den Schauplay seiner That.

[783]

P. J.

Correspondenz.

- Fr. G. F. in B. Binnen Kurzem werden alle Ihre uns ausgesprochenen Anliegen die gewünschte Erlebigung finden.
Fr. M. K. in D. Allerdings trägt man noch Casimirswawl, ein Stückerl.
Fr. S. in B. Die letzte Arbeitsnummer hat ein Blanc-Aleichen gebracht, welches Ihrem Zweck vollkommen entsprechen dürfte.
Fr. W. N. in F. a. O. Ein Corset mit Glattst.
Fr. G. v. G. in B. Wenn auch nicht so schnell als Sie wünschen, doch je- denfalls bald.
Eine Abonnentin in B. Sie finden die gewünschte Adresse Seite 139 des vorigen Jahrgangs von Bazar.
Eine Abonnentin in T. Das Aufkleben der Spizen-Applicationen ist weder im Interesse der Schönheit, noch der Haltbarkeit zu empfehlen.
Fr. J. in G. Wir müssen Ihnen das so oft Gesagte wiederholen, daß aus- schließlich die nächste Nummer betreffende Wünsche niemals Berücksichti- gung finden können.
Fr. S. M. S. 13. Wenngleich wir Ihnen die Zuerkennung eines poetischen Talentes nicht vorenthalten wollen, können wir doch die noch etwas der Reife bedürftigen Früchte derselben für unser Blatt nicht verwenden.
Fr. B. J. in L. Ihre erste Anfrage werden Sie durch die Mode-Notizen auf Seite 119 des Bazar bereits beantwortet finden; weisse gestricke Alp- stöcher sind noch modern.
Fr. W. M. in S. und eine Abonnentin in B. Wir haben nur ganz kurzlich Seite 104 des Bazar eine ähnliche Anfrage in unserer Corre- spondenz ausführlich beantwortet.
Fr. W. M. in B. Sie finden das Gewünschte auf Seite 324 des vorigen, sowie auf Seite 6 und 42 dieses Jahrgangs.
Wenn „das Schweizerkind aus dem Jura“ uns weniger subjective Wün- sche vorlegen will, werden wir denselben mit Vergnügen entsprechen.
Fr. Fr. K. in K. In der vorigen Arbeitsnummer des Bazar haben Sie Ihren Wunsch bereits erfüllt gefunden.
Fr. A. in F. Wir können keinen Gebrauch davon machen.
Fr. L. v. G. in S. Vielleicht dürfte in diesem Falle ein durch zwei Greps unterstützter Doppelscheitel entsprechend sein; übrigens hat es der Bazar an Veröffentlichung modischer Haartouren nicht fehlen lassen.
Fr. D. in P. Wir bebauern, Ihnen nicht dienen zu können, da das in Rede stehende Verfahren Sache der Technik ist.
Fr. L. S. in B. Vielleicht; wenn Sie die vorzüglichste Tugend der Frauen, „Gebuld“, üben wollen.
Ein Abonnent in Ch. Wir wollen in der That versuchen, Ihrem Wan- sche gemäß das so vielseitig angefeindete Attribut des deutschen Wiedels ein wenig zu idealisiren.
Fr. C. K. in P. und mehrer langjährige Abonnentinnen. Wir enthal- ten uns grundsätzlich aller Rathschläge, welche ausschließlich in das Gebiet der Medicin gehören.
Fr. C. v. S. in G. Die lesterschiedenen Arbeitsnummern haben Ihrem erstern Wunsche gewiß entsprochen.
Fr. W. N. in N. Die zur strengen Deauer wählbare Toilette richtet sich, außer Beobachtung der bekannten Regeln: daß jeder überflüssige Schmuck und Glanz vermieden werden muß, im Uebrigen nach den eben herrschenden Modegesetzen.
Fr. S. F. in G. Das Eingefandte zeugt von entschieden poetischem Talent; vielleicht verwenden wir einmal Eins oder das Andere.

Diejenigen Abonnentinnen, welche bereits das zweite Quartal oder den ganzen Jahrgang 1864 des BAZAR pränumerirten, machen wir darauf aufmerksam, dass die in Folge der Vermehrung der Bazar-Supplemente nothwendig gewordene Preis-Erhöhung von 5 Sgr. pro Quartal an die betreffende Buchhandlung oder Post-Anstalt, von der die Zeitung bezogen wird, nachzuzahlen ist. Namentlich gilt diese Notiz unseren Abonen- tinnen in Oesterreich, Russland, Dänemark, Schwe- den und Amerika, wo das Abonnement grössten- theils nur halb- oder ganzjährig stattfindet. In diesen und anderen Ländern, welche nicht in Tha- ler und Sgr. rechnen, wird der nachzuzahlende kleine Be- trag von den resp. Buchhand- lungen oder Post-Anstalten den Abonnentinnen wohl spe- ciell angegeben werden. Die Expedition des Bazar.